

PERIODICAL ROOM
UNIVERSITY LIBRARY
UNIV. OF MICH.

FEB. 9, 1942

Monatshefte für Deutschen Unterricht

A JOURNAL DEVOTED TO THE INTERESTS OF THE TEACHERS
OF GERMAN IN THE SCHOOLS AND COLLEGES OF AMERICA



Amalie Bosselmann-Franzen / Die „Judenbuche“ von
Droste-Hülshoff

Arno Schirokauer / Zur Geschichte des Artikels
im Deutschen

Heinz Bluhm / Some Aspects of Nietzsche's Earlier
Conception of Art and the Artist

Erwin G. Gudde / Goethes Luciane und Tinette von Reizenstein

A. Gode-von Aesch / Makarie

Berichte und Mitteilungen / Bücherbesprechungen



VOL. XXXIV

JANUARY, 1942

NO. 1

Published at the UNIVERSITY OF WISCONSIN, Madison, Wisconsin

Monatshefte für deutschen Unterricht

Published by the University of Wisconsin under the auspices of the Department of German, Madison, Wisconsin, issued monthly with the exception of the months of June, July, August and September. The first issue of each volume is the January number.

The annual subscription price is \$2.00; single copies, 30 cents.

EDITORIAL BOARD

- R. O. Röseler, Editor.
E. P. Appelt, Prof. of German Language and Literature, University of Rochester.
Albert W. Aron, Prof. of German Language and Literature, University of Illinois, Urbana, Ill.
M. Blakemore Evans, Prof. of German Language and Literature, Ohio State University, Columbus, Ohio.
Ernst Feise, Prof. of German Language and Literature, The Johns Hopkins University, Baltimore, Md.
B. Q. Morgan, Prof. of German Language and Literature, Stanford University, Stanford, Calif.
Chas. M. Purin, Director of the University Extension Center, Milwaukee, Wis.
S. M. Riegel, Instructor in the Department of German, University of Wisconsin, Madison, Wis.
E. C. Roedder, Prof. of German Language and Literature, College of the City of New York, New York City.
Hans Sperber, Prof. of Germanic Languages, Ohio State University, Columbus, Ohio.
Wolfgang Stechow, Prof. of Art History, Oberlin College, Oberlin, Ohio.
W. F. Twaddell, Prof. of Germanic Languages, University of Wisconsin, Madison, Wis.
Carl Wittke, Dean, Oberlin College, Oberlin, Ohio.

Correspondence, subscriptions and payments are to be addressed to *Monatshefte für Deutschen Unterricht*, University of Wisconsin, Madison, Wisconsin.

Manuscripts submitted for publication may be sent to any member of the Editorial Board.

Books for review and applications for advertising space should be addressed to Dr. S. M. Riegel, University of Wisconsin, Madison, Wisconsin.

Entered as second class matter April 5, 1928, at the post office at Madison, Wisconsin, under the Act of March 3, 1879.

For Table of Contents Please Turn to Inside Back Cover

Monatshefte für Deutschen Unterricht

Official Organ of the German Section of the Modern Language
Association of the Central West and South

Volume XXXIV

January, 1942

Number 1

DIE „JUDENBUCHE“ VON ANNETTE VON DROSTE-HÜLSHOFF EINE ANALYSE von AMALIE BOSELLEMAN-FRANZEN

Die „Judenbuche“ zählt zu den Meisterwerken der deutschen Prosa-dichtung. Umso erstaunlicher ist es, daß sich die Forschung erst seit dem letzten Jahrzehnt mit dem Ideengehalt der Novelle eingehender auseinanderzusetzen begonnen hat. Es existiert indessen noch keine im einzelnen durchgeführte Analyse, die ihrem weltanschaulichen Gehalt in jeder Beziehung gerecht würde.¹ Mit der vorliegenden Arbeit soll ein Beitrag für ein vertieftes Verständnis der Dichtung geliefert werden.

Die meisten Interpreten sind von dem Irrtum ausgegangen, daß es sich hier um ein vordergründiges reales Geschehen handele, das psychologisch erklärt werden könne und müsse. Die Verfasserin selbst scheint ihnen recht zu geben, denn am Schluß ihrer Novelle heißt es:

„Dies hat sich nach allen Hauptumständen *wirklich* so begaben im September des Jahres 1788.“²

Und an anderer Stelle bemerkt sie:

„denjenigen, die vielleicht auf den Ausgang dieser Begebenheit gespannt sind, muß ich sagen, daß diese Geschichte nie aufgeklärt wurde . . . Es würde in einer erdichteten Geschichte unrecht sein, die Neugierde des Lesers so zu täuschen. Aber dies alles hat sich *wirklich* zugetragen; ich kann nichts davon- oder dazutun.“

Es steht im übrigen fest, daß die Droste sich eng an vorliegende Quel-

¹ Das Beste, was bisher an die Öffentlichkeit gelangt ist, wurde von Erich Franzen in einem Rundfunkvortrag gesagt (vgl. „Fraudichtung und Wirklichkeit“, Vorträge der literarischen Abteilung der Berliner Funkstunde, 14.5.1928), der die damals vorgetragenen Ideen in einem noch nicht veröffentlichten Manuscript über das Doppelgängermotiv weiter entwickelt hat. Ein Abschnitt aus diesem Manuscript wurde im Oktober 1938 vor dem Metropolitan Chapter of the A. A. T. G. in New York vorgelesen. Den Verfasser interessiert vor allem das Verhältnis von religiöser Grundkonzeption und Realitätsnähe. — Ich verdanke Professor Franzen wertvolle Anregungen. Eine sehr gute Studie über die „Judenbuche“ ist ferner von Emil Staiger veröffentlicht worden: „Annette von Droste-Hülshoff“, Wege zur Dichtung, Band XIV, Zürich-Leipzig 1933. Staiger bringt die Novelle zum ersten Mal in einen geschlossenen Zusammenhang mit dem dichterischen Gesamtschaffen der Droste.

² Zitate nach „Die Judenbuche“ von Annette von Droste-Hülshoff, herausgegeben von Dr. Kurt Schulte-Kemminghausen, Verlag von Fr. W. Ruhfuhs, Dortmund.

len angeschlossen hat.³ Gerade das mag manchen dazu verleitet haben, die Novelle wie einen „wirklichen“ Kriminalfall zu behandeln, den es aufzuklären und psychologisch zu verdeutlichen gelte. So hat Paul Schneider⁴ geglaubt um einen besonders krassen Vertreter dieser Ansicht zu nennen, die Frage lösen zu sollen, wer der Erhängte denn nun *wirklich* gewesen sei – ob Friedrich Mergel oder Johannes Niemand. Mit Eifer werden alle Gründe und Gegengründe für die eine oder andere Annahme angeführt, schließlich aber gibt der Verfasser zu, daß ein klares Ergebnis nicht habe erzielt werden können; jedoch, so fährt er erklärend fort, auch dem peinlichsten Gerichtsverfahren gelinge nicht immer die restlose Aufklärung der strittigen Fragen.

Dem steht eine andere Auffassung gegenüber, die zum ersten Mal von Erich Franzen⁵ formuliert worden ist. Er sagt:

„Annette von Droste hat den Stoff zur ‚Judenbuche‘ aus einem Bericht entnommen, der ihn als spannenden Kriminalfall behandelte. In der Erzählung selbst ist die äußerliche Spannung zwar beibehalten, aber zugleich auf doppelte Weise vertieft: einmal durch die Zeichnung der Gestalten als ‚Kreaturen‘, die ohne die göttliche Gnade nichts ausrichten können und die daher dem Bösen verfallen, wenn Gott sich nicht ihrer erbarmt; zum zweiten durch die Einführung des Ohms Semmler und des Johannes als handelnder Figuren. Durch diese Mittel wird das in den Quellen vorgefundene Geschehen transparent; dahinter tritt das Motiv der Gnade oder Verfluchung als ein Grundgedanke der Erzählung hervor. Wenn in der Literatur die Frage nach dem wirklichen Mörder untersucht und für unlösbar erklärt wird, so wird verkannt, daß Friedrich und Johannes (der in dem ursprünglichen Bericht über den Mordfall so wenig zu finden ist wie Ohm Semmler) nur eine Person sind, in der sich menschliche Hoffart und kreatürliche Winzigkeit bekämpfen; daher denn auch die Spannung nicht kriminalistischen Scheinlösungen, sondern religiösen Entscheidungen gilt. Von dieser Ebene her betrachtet, ist Johannes eine Doppelgänger-Figur und Ohm Semmler der Leibhaftige selbst.“

Diese Auffassung geht also davon aus, daß die psychologische Kausalität eines Kunstwerks ihren Wahrheitswert erst durch die Sinnbeziehung des Ganzen empfängt und sich nicht auf die zufälligen und unübersehbaren Bedingungen der ungeformten Wirklichkeit gründet. Interpreten wie Schneider übersehen in der Tat, daß die Handlung einer Dichtung erst in einer höheren Sphäre ihre eigentliche Realität besitzt, von der aus das vordergründige Geschehen sinnvoll wird.⁶

³ Vgl. Schulte-Kemminghausen und Staiger a. a. O.

⁴ Vgl. Paul Schneider: „Die Schuldfrage in Droste-Hülshoffs Judenbuche“, in Ztschrft. f. deutsche Bildg., 1931, N. 5, S. 274 ff.

⁵ Vgl. Erich Franzen a. a. O.

⁶ Auch Friedrich Coenen kommt in seinem Artikel über die „Judenbuche“ in *The German Quarterly*, November 1939, S. 204 ff., zu abwegigen Ergebnissen, weil er bei der Beurteilung der Novelle nicht die Sinnbeziehung des Ganzen sieht, sondern eine

Die Ebene nun, von der aus die Kunst der Droste Licht und Schatten erhält, ist ausschließlich im Religiösen zu suchen. Ohne eine Kenntnis des religiösen Weltbildes der Dichterin wird man der Novelle nicht gerecht werden. Die Verfasserin des „Geistlichen Jahres“ ist eine gläubige Katholikin, aber sie hat in den entscheidenden Jahren ihres Lebens verzweifelt um ihren Glauben kämpfen müssen. Die Erkenntnis von der Unabwendbarkeit des Bösen, das in der Vorstellung der Droste „das Heimliche ist, das alle Menschen verbindet, so sehr sie sich auch nach außen sondern mögen“, weckt in ihr ein Gefühl des Grauens, des Grauens vor der Welt, vor dem Menschen, dem eigenen Ich, aller Kreatur überhaupt. „Verdammung, Erbsünde und Alb des bösen Gewissens schaffen diese Atmosphäre“.⁷ Es ist der „Gottesfluch“, der nicht allein im „Menschenbild“, sondern in „aller Kreatur gen Himmel um Erlösung ächzt“.⁸ Angst vor dieser Erkenntnis bilden die Grundlage ihres religiösen Empfindens — sie bildet die Grundlage jedes religiösen Empfindens überhaupt. Nur wer von dieser Angst ganz erfüllt ist, kann aus der dumpfen, irdischen Unerlötheit heraus die Gewißheit der göttlichen Gnade erleben; aber um sie ringt die Droste vergeblich in allen bangen Stunden ihres Daseins. Sie findet keinen Ausweg aus dem Dilemma, daß der Gott der Liebe und der Gnade nicht nur „den Armen schuldig werden“ läßt, sondern auch den Verdammten nicht einmal zu erlösen vermag.⁹ Ihre Lyrik ist ein einziger Ausdruck dieser religiösen Spannungen:

„Ist es der Glaube nur, den du verheißen,
Dann bin ich tot.“

Interpretation versucht, die von dem Untertitel „Ein Sittengemälde aus dem gebirgigen Westfalen“ ausgeht: „Droste saw in her ‚Novelle‘ not only a good story, but also a picture of manners and morals“. Dabei behauptet er „her utmost contemptuous derision for the people . . . She was apparently prejudiced against the villagers“. Das zeige sich ganz besonders bei der Hochzeitsscene; hier, sagt er, „she had opportunity to present some of the fine native customs for her Sittengemälde. We should expect one of the old and respected villagers, and alderman perhaps, to bring a clumsy but dignified toast to the Herrschaft . . . Instead, the braggart Friedrich Mergel . . . urges the merry-makers to drink to the health of the baron . . . The entire affair is described with the most biting sarcasm and derision.“ — Zur Widerlegung dieser Auffassung verweise ich auf die vorliegende Arbeit, insbesondere S. 19 ff. — Was den Untertitel der Novelle anbelangt, so ist bekannt, daß „die Judenbuche“ als selbständige Novelle begonnen, später aber als Bruchstück eines großen Werkes über Westfalen angesehen werden sollte, von dem indessen nur das Fragment „Bilder aus Westfalen“ erschienen ist. Wahrscheinlich hatte die Droste aus diesem Grunde der Novelle den Untertitel beibehalten. Indessen, wer die verschiedenen Fassungen der „Judenbuche“ vergleicht, kann aus den Streichungen mit Leichtigkeit erkennen, daß die Verfasserin den Plan, ein breit angelegtes Sittengemälde zu geben, fallen ließ zugunsten einer mit ungeheurer Knappeit und Eindringlichkeit durchgeführten Konzeption. (Innerhalb dieser Konzeption wären die Vorschläge Coenens für eine würdigere Hochzeitsfeier ein unverzeihlicher Kunstfehler gewesen.) So könnte man höchstens mit einem Recht geltend machen, daß die Verfasserin besser getan hätte, nach Aufgabe ihres früheren Planes den Untertitel zu streichen.

⁷ Vgl. Staiger, a. a. O., S. 25, 52 f.

⁸ Vgl. Annette von Droste Hülshoff. Sämtliche Werke, 2. Bd., 2. Teil. Geistliches Jahr, „Die ächzende Kreatur“, S. 506.

⁹ Es ist hier nicht die Aufgabe, die religiöse Entwicklung der Droste im einzelnen zu verfolgen; sie interessiert nur, soweit sie für die „Judenbuche“ Bedeutung hat.

O, Glaube wie lebend'gen Blutes Kreisen,
 Er tut mir not,
 Ich hab ihn nicht.¹⁰

In der Novelle „Die Judenbuche“ unternimmt die Droste nun den Versuch, dies religiöse Erlebnis auch *episch* zu gestalten.

Es ist der Kampf mit dem Bösen, mit dem Teufel selber (als der Inkarnation des Bösen), den Friedrich Mergel zu bestehen *verdamm*t ist. Das ist die tragende Idee der Novelle. Hier hat die Stimmung des Grauens und die Empfindung eines finsternen Verhängnisses, das über den Geschehnissen lastet, ihren Ursprung. Nur von hier aus wird die Dichtung transparent.

Wer die Judenbuche zum ersten Mal mit großer Aufmerksamkeit liest, wird eine merkwürdige, aber für das Verständnis der Novelle wichtige Erfahrung machen. Er ist zunächst von der, wie Turgeniew es ausdrückt, „Kraft und grellen Anschaulichkeit“ dieser Dichtung gefangen. Mit wenigen Strichen gelingen der Droste Bilder von geradezu unheimlicher Schärfe und Eindringlichkeit. Man denke an den betrunkenen Mergel, der vor der Türschwelle liegt:

„einen abgebrochenen Flaschenhals von Zeit zu Zeit zum Munde führend und sich Gesicht und Hände jämmerlich zer-schneidend.“

Oder an die Schilderung des Johannes:

„das Kind sah zu ihr auf mit dem Jammerblick eines armen, halbwüchsigen Hundes, der Schildwache stehen lernt, und begann in der Angst mit den Füßen zu stampfen und den Rücken an der Feuermauer zu reiben.“

Nach dem Mord sitzt Margreth da,

„ohne daß sie ein anderes Lebenszeichen von sich gegeben hätte, als daß sie unaufhörlich die Lippen nagte und mit den Augen zwinkerte.“

Die Juden ziehen mit ihrem Rabbiner an der Spitze in das Brederholz:
 „alle schweigend und mit gesenkten Augen.“

Mit der visionären Kraft dieser Bilder geht Hand in Hand eine Sprache von nüchterner Klarheit und Sachlichkeit. Man lese etwa gleich zu Anfang die Zeilen, in denen die Zeit charakterisiert wird:

„Es ist schwer, jene Zeit unparteiisch ins Auge zu fassen; sie ist seit ihrem Verschwinden entweder hochmütig getadelt oder albern gelobt worden, da den, der sie erlebte, zu viel teure Erinnerungen blenden und der Spätergeborene sie nicht begreift. So viel darf man indessen behaupten, daß die Form schwächer, der Kern fester, Vergehen häufiger, Gewissenlosigkeit seltener waren. Denn wer nach seiner Überzeugung handelt, und sei sie noch so mangelhaft, kann nie ganz zu Grunde gehen, wogegen nichts seelentötender wirkt, als gegen das innere Rechtsgefühl das äußere Recht in Anspruch nehmen.“

¹⁰ Vgl. Werke, Bd. II., S. 400.

Oder das Verhältnis Friedrichs zu seinem Vater:

„Überhaupt hatte die Erinnerung an seinen Vater eine mit Grausen gemischte Zärtlichkeit in ihm zurückgelassen, wie denn nichts so fesselt wie die Liebe und Sorgfalt eines Wesens, das gegen alles übrige verhärtet scheint. . . .“

Oder die Charakteristik Simon Semmlers:

„ein unheimlicher Geselle, bei dem dicktuende Verschlossenheit oft mit ebenso gesuchter Treuherzigkeit wechselte, der gern einen aufgeklärten Kopf vorgestellt hätte und statt dessen für einen fatalen, Händel suchenden Kerl galt, dem jeder um so lieber aus dem Wege ging, je mehr er in das Alter trat, wo ohnehin beschränkte Menschen leicht an Ansprüchen gewinnen, was sie an Brauchbarkeit verlieren.“

Umso überraschter ist der Leser, wenn plötzlich hinter der bündigen Präzision dieser Sprache die Handlung unklar und undurchsichtig zu werden scheint, sodaß er sich veranlaßt sieht, manche Szenen mehrmals zu lesen. Einige Beispiele seien hier angeführt, die der aufmerksame Leser beliebig vermehren kann:

1) Als man den alten Mergel tot nach Hause bringt, heißt es: „Zweimal kam ein fremder Mann in die Kammer und schien ängstlich etwas zu suchen. . . . Friedrich hörte die ganze Nacht hindurch das Feuer in der Küche knistern und ein Geräusch wie von Hin- und Herrutschen und Bürsten . . . Gesprochen ward wenig und leise, aber zuweilen drangen Seufzer herüber, die dem Knaben, so jung er war, durch Mark und Bein gingen. Einmal verstand er, daß der Oheim sagte: ‚Margreth, zieh dir das nicht zu Gemüt; wir wollen jeder drei Messen lesen lassen, und um Ostern gehen wir zusammen eine Bittfahrt zur Mutter Gottes von Werl!‘.“

Hier kommt dem Leser plötzlich der Verdacht, die Margreth trage irgendeine Schuld am Tode Mergels. Unwillkürlich erinnert er sich jener anderen merkwürdigen Szene, als man sie nach einem wüsten Auftritt mit ihrem betrunkenen Mann abends aus dem Hause stürzen sah,

„sich im Garten neben ein Krautbeet niederwerfen und die Erde mit den Händen aufwühlen, dann ängstlich um sich schauen, rasch ein Bündel Kräuter brechen und damit langsam wieder dem Hause zugehen, aber nicht hinein, sondern in die Scheune.“

Was bedeutet das ängstliche Suchen in der Kammer, was das unheimliche Geräusch in der Küche? Versuchte sie irgendwelche Spuren zu verwischen, genau so wie sie damals im Erdboden etwas versteckt hatte, was keiner sehen sollte? Was soll sie sich nicht so zu Herzen nahmen? Alle diese Fragen lassen sich zwar ebenso gut ganz einfach lösen, etwa: sie versteckte etwas ihr Teures vor der Wut ihres Mannes. Sie reinigte hastig ihr Haus, um die gröbsten Spuren der Armut zu verwischen, bevor die Leute kamen, nach dem Toten zu sehen; der Tod geht ihr irgendwie nahe,

so sehr sie ihren Mann auch gehaßt hat; die Vorgänge spiegeln sich nur in der aufgeregten Phantasie des Knaben so unheimlich wieder, etc. Wie dem auch sei, es ist außerordentlich charakteristisch, daß der Verdacht im folgenden sofort wieder fallen gelassen wird; entscheidend ist, daß solche Vermutungen im Leser überhaupt auftauchen können.

2) Die Scene, in der Friedrich dem Förster einen falschen Weg weist. Man vermutet anfangs, er schicke ihn aus Rache den Blaukitteln in die Arme. Sobald man aber liest:

„Gereute es ihn vielleicht, den Förster nicht um Verschweigung seiner Angaben gebeten zu haben?“

wird man plötzlich irre: Friedrich gehört also nicht zu den Blaukitteln und fürchtet, er könne durch die Erklärungen des Försters mit jenen gefährlichen Menschen Händel bekommen? Daher ist er also „unruhig bewegt“? Dann aber läßt man diese Vermutung wieder fallen, als man sein letztes, entschloßenes „Nein“ liest, und erst recht, als er sich dann krank vor Gewissensbissen auf seinem Bette wälzt.

3) Als Friedrich zur Beichte gehen will, sagt Ohm Semmler:

„beichte wie ein guter Christ . . . Denk an die zehn Gebote: Du sollst kein Zeugnis ablegen gegen Deinen Nächsten“.— „Kein falsches!“ — „Nein, gar keines; du bist schlecht unterrichtet; wer einen andern in der Beichte anklagt, der empfängt das Sakrament unwürdig“. — Beide schwiegen.— „Wie kommt Ihr darauf?“ sagte Friedrich dann; „euer Gewissen ist nicht rein; Ihr habt mich belogen.“ — „Ich, so?“ — „Wo ist Eure Axt?“ — „Meine Axt? auf der Tenne.“ — „Habt Ihr einen neuen Stiel hineingemacht? wo ist der alte?“ — „Den kannst Du heute bei Tag im Heuschuppen finden. . . . „Sieh“, fuhr er fort, „wenn ich mehr von der Geschichte weiß, als der Türpfosten da, so will ich ewig nicht selig werden. — Längst war ich zu Haus“, fügte er hinzu.

Hier sagt man sich bei jeder Frage des Jungen, der Alte ist der Mörder, aber die Antworten Semmlers sind so zweideutig, daß man in seiner Vermutung irre wird. Und tatsächlich heißt es ja auch später, daß diese Geschichte nie aufgeklärt wurde.

4) Nach dem Mord am Juden Aaron ist jeder Dorfbewohner überzeugt, daß Friedrich den Aaron getötet habe und aus Angst vor der Strafe geflohen sei. Da kommt die Nachricht, ein anderer habe sich des Mordes bezichtigt, sich aber sofort nach dem Geständnis erhängt, so daß man diese Angelegenheit nicht mehr habe prüfen können. Auch hier ist man auf einmal gar nicht mehr sicher, ob Friedrich nun den Mord begangen hat, wovon man doch zuerst ganz überzeugt gewesen ist.

Es läßt sich ohne weiteres erkennen, daß die Droste mit Hilfe sehr verschiedenartiger Methoden solche Unklarheiten herbeiführt. Entweder werden die Vorgänge nicht als Fakten wiedergegeben, sondern so wie sie sich in der Vorstellung eines andern abspielen, (1. Beispiel) oder die Verfasserin selbst fügt eine Deutung ein, die einen an sich klaren Vorgang plötzlich unklar werden läßt, (2. Beispiel) oder der Inhalt eines Satzes

wird durch den darauffolgenden aufgehoben oder zum mindesten in Zweifel gezogen, (3. Beispiel) oder ein unumstößliches Faktum wird angeführt, durch das die Überzeugung des Lesers erschüttert wird. (4. Beispiel). Diese Technik, Widersprüche fühlbar zu machen, alles in der Schwebe zu lassen, jede feste Kontur zu verwischen, ist ein konsequent durchgeführtes Kunstmittel. Durch sie werden die Menschen, die auf den ersten Eindruck so scharf umrisseen schienen, plötzlich seltsam unbestimmt, unwirklich, schemenhaft. Der Leser, der durch die nüchterne, klare Sprache in die Illusion versetzt wurde, er befände sich in einer rational übersehbaren Welt, muß plötzlich die beunruhigende Entdeckung machen, daß in dieser ihm vertrauten Realität alles zu schwanken beginnt, unsicher und verschwommen wird. Dabei hat man aber in keinem Augenblick das Gefühl, daß man in eine andere Welt eingeführt wird, die ihre Realität allein in der Phantasie des Dichters hat (wie etwa bei E. T. A. Hoffmann); nein, hier ist das Grauen viel unheimlicher, eben weil der Leser erfahren muß, daß es aus einer Welt erwächst, die genau so real aufgebaut zu sein schien wie die seine.

Auch der Hintergrund, von dem sich die düsteren Schemen abheben, ist unheimlich genug: ein kleines Dorf, inmitten großer, einsamer Waldungen, die nächtlichen Kämpfe der Holzfreveler, die erbärmliche Not der Bevölkerung, aber auch der Starrsinn, die Verwegenheit und List eines unruhigen Menschenschlags, der vom Holzdiebstahl lebt und das unrecht erworbene Gut verbürgt und vertrinkt.

Dieser Holzfrevel, von dem das ganze Dorf lebt, ist, wie Staiger richtig ausführt, das Symbol für die verborgene Wirksamkeit des Bösen, das alle Kreatur verbindet.¹¹

Friedrichs Vater nun gehört nicht zu den kühnen und schlauen Holzfreveln. Als Margreth, seine zweite Frau, ihn heiratete, war er eine „verlegene, armselige Gestalt“, ein verachteter Trunkenbold, der, nachdem er einen letzten Rest männlicher Überlegenheit an ihr ausgetobt hatte, schließlich zu den „gänzlich verkommenen Subjekten“ gezählt wurde, während Margreth völlig verbittert den Dingen ihren Lauf ließ.

Wo die Armut zu Hause ist, findet der Teufel leicht Eingang. So hat er sich in der elenden, verkümmerten Welt des alten Mergel festgesetzt. Über der Familie Mergel lastet der „Gottesfluch“ der Kreatur – die Erbsünde; alle, die in ihr leben, sind dem Teufel verfallen, ob sie wollen oder nicht, ob sie es wissen oder nicht – sie können sich ihm nicht mehr entziehen, Margreth ebenso wenig wie ihr Kind Friedrich. Friedrich ist das unglückliche Opfer.

In der Nacht, in der der alte Mergel tot nach Hause gebracht wird, dringt der Teufel zum ersten Mal in seine kindliche Vorstellungswelt ein. Draußen herrscht ein furchtbare Unwetter; es ist, als ob die Hölle selber losgelassen sei: Wo immer das Böse naht, ist die Natur aus ihrer friedlichen Ruhe gebracht. Friedrich fragt ängstlich:

¹¹ Vgl. Staiger, S. 52.

„Mutter, . . . aber wenn nun der Vater kommt?“ — Die Mutter dreht sich heftig im Bette um. — „Den hält der Teufel fest genug!“ — „Wo ist der Teufel, Mutter?“ — „Wart du Unrast! er steht vor der Tür und will dich holen, wenn du nicht ruhig bist!“

Friedrich liegt vor Furcht ganz still.

„Der Wind hatte sich gewendet und zischte jetzt wie eine Schlange an seinem Ohr. Friedrich dachte an den Teufel, wie der wohl aussehen möge. Das mannigfache Geräusch und Getöse im Hause kam ihm wunderlich vor.“

In dieser Nacht war es, als sein Vater „in der Betrunkenheit ohne Buß und Ölung zum Teufel fuhr“, wie Ohm Semmler sagte.

Die Seele, die dem Teufel gehört, findet keine Ruhe im Grabe; so wird der Verdammte zum Gespenst des Brederholzes, der die Betrunkenen in den Sumpf lockt. In der Nacht, da Friedrich den Juden ermordet, behaupten die Leute verstört, sie seien von des alten Mergel Geist verfolgt worden, als sie durchs Brederholz gekommen seien, und hätten seinen gelgenden Ruf gehört: „O w e h , m e i n e a r m e S e e l e !“ — Der Teufel geht um und sucht, wen er verschlinge! Selbst Margreth, ohne daß sie es weiß und will, arbeitet in seinem Dienst, wenn sie die ersten Vorurteile in die Brust des Knaben senkt: die verfluchten Juden sind alle Schelme, und den Förstern ist nicht zu trauen; Wild und Holz zu stehlen, ist das Recht der Dorfbewohner etc.

Der eigentliche Abgesandte des Teufels aber ist Ohm Semmler, der das Kind nach des Vaters Tod wegführt zu allerhand unsauberem Geschäft:

„Und bald sah Margreth den beiden nach, wie sie fortschritten, Simon voran, mit seinem Gesicht die Luft durchschneidend, während ihm die Schöße des roten Rockes wie Feuerflammen nachzogen. So hatte er ziemlich das Ansehen eines feurigen Mannes . . . und wie Friedrich so langsam seinem Führer nachtrat, die Blicke fest auf denselben geheftet . . . erinnerte er unwillkürlich an jemand, der in einem Zauberspiegel das Bild seiner Zukunft mit verstörter Aufmerksamkeit betrachtet.“

Man glaubt förmlich zu sehen, wie unsichtbare Kräfte den Jungen vorwärtsstreiben und wie er, magnetisch angezogen, folgt — folgen muß.

Der Gang mit dem Ohm durchs Brederholz bringt die entscheidende Wendung in Friedrichs Leben. Als sie die Schlucht betreten, verändert sich plötzlich sein Wesen:

„Sein Odem ging schnell, und wer seine Züge hätte unterscheiden können, würde den Ausdruck einer ungeheuren doch mehr phantastischen als furchtbaren Spannung darin wahrgenommen haben.“

Er schwankt „wie im Traum“, sein Schritt wird „unsicher“. So betritt er den Schauplatz des Bösen, die Lichtung, wo unheimlich ragende Baumstümpfe anzeigen, daß die Holzfrevler gerade ihr Zerstörungswerk ge-

trieben haben, und wo die verdammte Seele des alten Mergel herumirrt. Die Aufregung des Knaben erreicht ihren Höhepunkt, als der Ohm ihm die Eiche zeigt, unter der sein Vater, den er übrigens, wie er spöttend erklärt, lieb gehabt hat „wie seinen eigenen Bruder“ (beide sind dem Teufel verfallen) „ohne Buß und Ölung zum Teufel gefahren war.“ Friedrich „keuchte“, er „fuhr zusammen und klammerte sich mit kalten Händen an seinen Ohm“. „Satan von einem Jungen, . . . laß los!“ Diese Aufregung wirkt umso unheimlicher, als der Knabe, außer einem hervorgestößenen „Ohm, Ohm“, mit keinem Wort verrät, was in seiner Seele vorgeht. Aber er verteidigt den Vater nicht mehr wie früher, wenn man den Toten verspottete und des Bundes mit dem Teufel zieh: *er ist selber schon in seinem Bann*. Das ist der Sinn dieser Szene, deren Bedeutung noch unterstrichen wird durch die furchtbare Aufregung, in die die sonst so stumpfe Margreth gerät, als sie erfährt, daß sie ihr Kind einem „Gottlosen“ anvertraut hat. „Margreth legte das Gesicht an die Mauer und weinte laut. Sie hatte manche harte Last getragen. . . . Aber so war ihr nie zumeute gewesen. . . .“

An dieser Stelle nun führt die Droste die Gestalt des Johannes ein, die man so oft fälschlich nur als reale Figur angesehen und mit deren Einfügung in das Gesamtgeschehen man nicht ins Reine zu kommen wußte.¹²

Man erinnere sich, daß Johannes mit Beinamen *Niemand* heißt und als das „verkümmerte Spiegelbild“ Friedrichs bezeichnet wird. Gundolf,¹³ Franzen und Staiger¹⁴ haben mit Recht den Johannes einen *Doppelgänger* Friedrichs genannt, sein zweites verborgenes Ich, das unzertrennlich mit ihm verbunden ist. Es fragt sich nun, worin die Polarität in Friedrichs Natur beschlossen ist. Staiger bezeichnet Friedrich als den „Statthalter des Dämonischen“, Johannes als „das Bild der Endlichkeit und Armut“ im Menschen. Ich möchte glauben, daß diese Erklärung den Gegensatz nicht scharf genug heraushebt. Man könnte den stolzen, prahlerischen Friedrich mit seinem Hang für schöne Kleider und dem Ehrgeiz, der Erste unter der Dorfjugend sein zu wollen, ebensogut als Sinnbild der Endlichkeit der Welt ansehen. Auch verbinden wir mit dem Begriff des dämonischen Menschen im allgemeinen die Vorstellung von Größe und überlegener Einsicht in das Weltgeschehen. Die Bedeutung des Doppelgänger-Motivs liegt vielmehr ausschließlich in der *religiösen* Grundkonzeption von der doppelten Natur im Menschen, dem sündig verführbaren teuflischen Teil und dem dumpfen, unerlösten menschlichen, der zu schwach ist, um ohne Gnade selig zu werden.¹⁵ Alle Eigenschaften, die sich von nun an in Friedrich immer offenkundiger entwickeln (grenzenloser Hochmut, Schlauheit, Prahsucht und Eitelkeit), lassen ihn nur allzu leicht eine Beute des Teufels werden. Hinter der hohlen, eitlen Fassade aber verbirgt sich sein zweites, sein eigentliches Ich, das Armselige, Verkümmerte, Gnadenlose, die Natur, die er von seinem Vater geerbt und die mit Blind-

¹² Vgl. Schneider, s. o. S. 2.

¹³ Friedrich Gundolf: Romantiker. Neue Folge, Berlin 1931, S. 185 f.

¹⁴ Staiger, a. a. O. S. 54 ff.

¹⁵ Vgl. Franzen a. a. O.

heit geschlagen ist. In der Gestalt des Johannes verbindet sie ihn mit Semmler. Es ist bezeichnend, daß Margreth, nachdem ihr Sohn der Welt des Bösen verfallen ist, ihn beim ersten Wiedersehen eben in der Gestalt seines Doppelgängers zu erkennen glaubt: seine Züge haben „ein widriges Ansehen von Magerkeit und ängstlichem Zucken“, er scheint „wie zusammengeschrumpft“ und sieht „mit dem Jammerblick eines armen Hundes“ zu ihr auf, während der hereintretende Friedrich „zum erstenmal eine Haltung bewußter Würde und Selbständigkeit“ zur Schau trägt, und „den Ausdruck jenes ungebändigten Ehrgeizes und Hanges zum Großtun zeigt, der nachher als so starkes Motiv seiner meisten Handlungen hervortrat.“ In derselben Doppeltheit sieht man ihn während der nächsten Jahre:

„... bald geputzt und fröhlich als anerkannten Dorflegant, bald als zerlumpten Hirtenknaben, hinter den Kühen herschlechend.“

Es sind die Jahre, in denen Ohm Semmler ihn zum gelehrigen Spion für die Blaukittel abrichtet.

„Wer zweifelt daran, daß Simon alles tat, seinen Adoptivsohn dieselben Wege zu leiten, die er selber ging?“

Aber noch ist Friedrich nicht ganz verloren. Das zeigt die angstvolle Unruhe, in die er gerät, als er dem Förster in seinem verletzten Hochmut den falschen Weg gewiesen. Wie die Natur in Aufruhr gerät, wenn der Teufel umgeht, so empört sich auch das Physische – die Natur in Friedrich gegen die Untat, die er begangen: er kommt krank nach Haus, „sein Gesicht zuckte krampfhaft vor Schmerz“, ... er „ächzte wie ein Sterbender“. Semmler ahnt die Gefahr, durch die ihm sein Opfer entrissen werden könnte; denn schon ist Johannes zur Stelle, um Friedrich zu holen. Einen Augenblick hat der von Gewissensbissen Gequälte die Kraft, sich zu wehren. Er antwortet „scharf“ und „höhnisch“. Dann aber folgt er gehorsam. Allzu sehr ist er schon in das Böse verstrickt.

Und dann schneidet ihm der wachsame Simon endgültig den Weg zum Guten ab: Als Friedrich zur Beichte gehen will, um sein Gewissen zu erleichtern, steht plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, Ohm Semmler in der Kammertür,

„fast unbekleidet; seine dürre Gestalt, sein ungekämmtes, wirres Haar und die vom Mondschein verursachte Blässe des Gesichts gaben ihm ein schauerlich verändertes Aussehen.“

Er wirkt wie der Leibhaftige selber, gespenstig und unheimlich. Eindringlich flüsternd hält er den Jungen von der Beichte zurück:

„So, geh, beicht! ... Verunehre das Sakrament durch Angeberei und setze armen Leuten einen Spion auf den Hals, der schon Wege finden wird, ihnen das Stückchen Brot aus den Zähnen zu reißen, wenn er gleich nicht reden darf – geh!“

Nun verliert Friedrich den letzten Halt, er ist reif zum Mord. Der Kreis schließt sich: im selben Brederholz, in dem sein Vater zum Teufel ge-

fahren war, erschlägt der Sohn den Juden Aaron. Die Parallele zu des alten Mergel Höllenfahrt ist unverkennbar. Draußen tobtt wieder ein furchtbare Unwetter; im Gutshaus beten sie, wie damals Margreth, um Schutz vor Wasser- und Feuersnot. Wie ein Hilfeschrei erscheint der beschwörende Anruf Gottes: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und Gott war das Wort“ — als unter einem furchtbaren Donnerschlag die Frau des Juden hereinstürzt und den Frevel verkündet. An keiner Stelle der Novelle spürt man die religiöse Problematik, die die Droste unablässig beschäftigt, so deutlich, wie hier: Gott, der „das Wort“ ist, das heißt das Prinzip der Klarheit und der Ordnung, läßt es zu, daß diese heilige Ordnung gestört wird, daß der Mensch um elender zehn Taler willen einen Mord begeht.¹⁶

Ich teile nicht die Auffassung Staigers,¹⁷ daß die Hochzeitszene zu breit angelegt ist und von der Konzeption des Ganzen aus getadelt werden muß. Sie gibt dem Leser eine Atempause; für einen Augeblick glaubt er sich in eine solide, bürgerlich gesicherte Welt versetzt, in die auch Friedrich aufgenommen ist. Man erinnere sich, welche Bedeutung gerade innerhalb der Gesamtkonzeption der Gedanke hat, daß der Arme, Ausgestoßene eine leichte Beute des Teufels ist. Schon in dem Eingangsgedicht wird das „arm verkümmert Sein“ des Friedrich kontrastiert mit dem Glücklichen, der „im lichten Raum, von frommer Hand gepflegt“ wird. Als Kind lebt der junge Mergel gesondert von den andern, die seinen Vater verspotten. „Willst du sehen, wie es mir geht und meinem schmutzigen Jungen?“ fragt Margreth bitter ihren Bruder. Und als jener das erste Sündengeld von Ohm Semmler bringt, flüstert Margreth, die inzwischen erfahren hat, was für Händen sie ihr Kind anvertraut hat: „Geld von Simon? wirf's fort fort! — nein, gib's den Armen. Doch nein *behalt's . . . wir sind selber arm.*“ In diesen Worten liegt die Erkenntnis, daß der Arme sich nicht wehren kann gegen das Böse. — „Im Bewußtsein guter Verhältnisse“ ist der junge Hülsmeyer der Einzige, der dem hochmütigen, prahlserischen Friedrich später zu antworten wagt. Und es reizt diesen zum Verbrechen, als der Förster ihn und seine Mutter „Lumpenpack“ schilt, „dem kein Ziegel auf dem Dach gehört“; bevor deine Mutter, „die alte Hexe“, ans Betteln kommt, „sollt ihr mir beide noch ins Hundeloch“. — Auf der Hochzeit nun behauptet Friedrich den durch seine Gewandtheit und Prahlsucht ertrotzten ersten Platz unter dem jungen Volk. Er scheint „dazuzugehören“, er spielt die erste Geige, tanzt und bringt das Hoch auf die Guts-herrschaft aus. Aber unmittelbar auf diese fröhliche Sicherheit folgt die Vernichtung, die sich durch den Diebstahl des Johannes ankündet.¹⁸ Wer vergäße die Schilderung von dem stolzen Tänzer Friedrich, „im neuen himmelblauen Rock“, der sein Recht „als erster Elegant“ geltend macht:

¹⁶ Hierauf hat Erich Franzen a. a. O. hingewiesen.

¹⁷ Vgl. Staiger a. a. O. S. 60.

¹⁸ Im Gegensatz zu Staiger bin ich der Meinung, daß man hier durchaus „das Schreckliche zu wittern“ beginnt, ebenso wie in der dann folgenden Szene der wei-nenden Braut, die unmittelbar überleitet zu der „unerträglichen Schmach“, die Fried-rich getroffen hat.“

„Fußhoch über die andern tauchte sein blonder Kopf auf und nieder, wie ein Hecht, der sich im Wasser überschlägt; an allen Enden schrieen Mädchen auf, denen er zum Zeichen der Huldigung mit einer raschen Kopfbewegung sein langes Flachshaar ins Gesicht schleuderte.“

Das Bild, das sich, unsäglich erschütternd, dahinter auftut, ist das des armeligen Heimkehrers:

„da bewegte sich von der Breder Höhe herab eine Gestalt langsam gegen das Dorf . . . er stöhnte schwer und schleppete sich äußerst mühsam durch den Schnee . . . Eine armselige Figur! mit schiefem Halse, gekrümmtem Rücken, die ganze Gestalt gebrochen und kraftlos; langes schneeweißes Haar hing um sein Gesicht, das den verzogenen Ausdruck langen Leidens trug.“

Die glänzende Fassade ist zusammengebrochen. Nach achtundzwanzig Jahren qualvoller Knechtschaft ist die „ächzende Kreatur“, das dumpfe, unerlöste zweite Ich übrig geblieben: *Johannes*.

Was aber treibt Friedrich in sein Heimatdorf zurück? Ist es das Brederholz, der Schauplatz seiner Mordtat, das ihn lockt? Oder ist es wirklich der Wunsch, auf einem christlichen Kirchhof begraben zu werden, wie er erzählt? Vielleicht! Und Gott ist bereit, ihm diese letzte Gnade zu erfüllen: Als Friedrich die Höhe herabsteigt, hört er als erstes den frommen Weihnachtsgesang der Dorfbewohner: die Heilsbotschaft:

„Ein Kindlein so löbelich
Ist uns geboren heute, . . .
Und wär' das Kindlein nicht geborn,
So wären wir alle zusammen verlorn. . . .
O du mein liebster Jesu Christ,
Der du als Mensch geboren bist,
Erlös uns von der Hölle!“

„Der Mann am Hange war in die Kniee gesunken und versuchte mit zitternder Stimme einzufallen: es ward nur ein lautes Schluchzen daraus. . .“ Aber er versteht die Mahnung Gottes nicht; er bekennt sich nicht zu seiner Tat; er beichtet nicht, und als er hört, daß man im Dorf der Meinung ist, Friedrich habe den Juden gar nicht getötet, verrät sein gemurmtes „Ganz umsonst so viel ausgestanden!“, daß er weit von einem Gefühl der Reue entfernt ist. Nun verfällt er dem drohenden „Aug' um Auge, Zahn um Zahn!“ Verlassen schwankt er zwischen Gott und dem Teufel hin und her. Er will ein christliches Begräbnis haben, aber er wagt sich nicht einmal an die Gräber der Christen heran. Der alttestamentarische Fluch zieht ihn unerbittlich an den Ort seiner Tat; immer enger umkreist er das Breder Holz. Sein Kopf hat in der Gefangenschaft gelitten. Nun verwirren sich seine gehetzten Gedanken vollständig; er weiß keinen Ausweg mehr. So sieht man ihn zum letzten Mal am Rande des Breder Holzes sitzend, an einem Löffel schnitzelnd: „er schnitt ihn aber ganz entzwei“ – ein Symbol der menschlichen Kreatur, die in unerlöster

Dumpfheit sich selbst zerstört. Er erhängt sich an der Judenbuche. Wie sein Vater, so fährt auch er „ohne Buß und Ölung zur Hölle“. „Seine Leiche ward auf dem Schindanger verscharrt“.

Wie der alte Mergel, wie Ohm Semmler (der zuletzt Bettelbrot gegessen hatte und kein Dach mehr über dem Kopf besaß) und Friedrich, so gehört auch Margreth zu denen, die ohne Gnade verkümmern. Das zeigt der erschütternde Ablauf ihres Lebens: stolz und selbstbewußt hatte sie vor ihrer Heirat geäußert: „Eine Frau, die von ihrem Mann übel behandelt wird, ist dumm oder taugt nicht; wenn's mir schlecht geht, so sagt, es liege an mir“. In der schmachvollen Ehe mit dem Trinker aber wird sie zur verbitterten alten Frau. Der letzte innere Halt geht ihr verloren, als sie erlebt, daß ihr Sohn zum Kind des Bösen wird. Von dem prahlerischen und ehrgeizigen Friedrich völlig vernachlässigt, wird sie scheu, saumselig und unordentlich. Manche meinen sogar, ihr Kopf habe gelitten. Dann die letzte grauenhafte Veränderung, als sie erfährt, daß ihr Sohn zum Mörder geworden ist. Völlig versteinert sitzt sie da, als ihre Wohnung durchsucht wird; die Ankläger verlassen das Haus, ohne daß Margreth ein anderes Lebenszeichen von sich gibt, „als daß sie unaufhörlich die Lippen nagte und mit den Augen zwinkerte.“ Danach verfällt sie in völlige Stumpfheit des Geistes, bis sie schließlich an Auszehrung stirbt.

An ihnen allen, dem Alten, Ohm Semmler, der Frau und dem Jungen, erfüllt sich das Schicksal von Menschen, auf denen der „Gottesfluch der Kreatur“ lastet – die Erbsünde. Ihr Leben verkümmert und zerbröckelt in Nichts. Gerade darin, daß es im Dasein solcher Menschen nichts Festes gibt, liegt hier das eigentlich Grauenvolle. Diese Empfindung steigert sich gegen Ende des Werkes immer mehr; dem zurückgekehrten Friedrich scheint „alles hin, alles tot“ zu sein.

Die Spannung wäre unerträglich, wenn die Droste nicht doch in diese letzte Verzweiflung hinein den leisen Gesang von der Erlösung durch das Mitleid Gottes mit der Kreatur erklingen ließe. So geht das Grauen in die Zuversicht des Religiösen ein. Die höchste Gnade ist ein unverdientes Geschenk; sie macht nicht stolz und prahlerisch, sondern demütig. Man erinnere sich an das Eingangsgedicht, den Leitspruch der Novelle:

„Wo ist die Hand so zart, daß ohne Irren
Sie sondern mag beschränkten Hirnes Wirren,
So fest, daß ohne Zittern sie den Stein
Mag schleudern auf ein arm verkümmert Sein?
Wer wagt es, eitlen Blutes Drang zu messen,
Zu wägen jedes Wort, das unvergessen
In junge Brust die zähen Wurzeln trieb,
Des Vorurteils geheimen Seelendieb?
Du Glücklicher, geboren und gehegt
Im lichten Raum, von frommer Hand gepflegt,
Leg hin die Wagschal', nimmer dir erlaubt!
Laß ruhn den Stein – er trifft dein eignes Haupt!“

ZUR GESCHICHTE DES ARTIKELS IM DEUTSCHEN

ARNO SCHIROKAUER

Yale University

(Continued from December issue)

IV.

Nach Brinkmann (a. a. o. 6 ff.) besitzt das Gotische den Artikel „in strengem Sinne noch nicht“. Seine Entstehung und Ausbreitung fällt in die ahd. Zeit. „Heliand, Isidor, Tatian neigen zum artikellosen Plural . . . bei Otfrid wird der Wandel sichtbar.“ Der unbestimmte Artikel ist nach allgemeiner Annahme nicht gemeingermanisch. „Im Ahd. dringt er seit Otfrid durch.“ „Von Otfrid ab ist der unbestimmte Artikel die Regel.“ „Bei Otfrid beginnt der neue Zustand.“ (a. a. o. 46)

Wer sich mit dem Geistesleben des Mittelalters beschäftigt, wird kaum umhin können, das Aufkommen des Artikels mit der Fuldaer Scholastik in Verbindung zu bringen. Bei Eriugena beginnt der neue Zustand, nämlich die Analyse des Gottwesens in die *primordiales causeae*. Bei ihm finden wir zuerst die Autorisierung, ja Totalisierung der Vernunft, und bei ihm steht jener revolutionierende Satz, daß das Sehen mehr sei als das Gesehene, das Hören mehr als das Gehörte: Somit existieren die Dinge nur, insofern sie *erkannt* werden.

Man glaube nicht, die Lehre des Eriugena habe ihre Wirkung nur in der Theologie gehabt. Was wir ahd. Literatur nennen, gruppiert sich um die Klöster und Schulen, die eine neue Weltanschauung auch literarisch propagieren. Für Otfrid ist das verschiedentlich gezeigt worden; man braucht heute nicht mehr ausführlich zu werden, will man betonen, daß die deutschen Schriften der karolingischen Renaissance keineswegs nur den Sinn hatten, religiöse Anschauungen der Klöster zu popularisieren. Sie sind der sprachliche Niederschlag einer Revolution. Das meiste, was Brinkmann an Sprachbewegungen in ahd. Zeit feststellt, ist Ausdrucksmitel für eben diese Revolution und geht verloren mit der Welt, für die es syntaktisch stand.

Zu viele Betrachter des Ahd. setzen sich leicht darüber hinweg, daß zwischen dem Zeitalter Otfrids und dem Notkers eine generationenlange Lücke klafft. Nach König Arnulfs Tode schweigen für 100 Jahre die Zeugnisse, der größte Teil des 10. Jahrhunderts fehlt, erst mit der „Ottoschen Renaissance“ haben wir wieder eine Literatur und wieder geistige Bestrebungen und wieder syntaktische Erscheinungen, denen verwandt, denen wir erstmals begegneten, als „mit Otfrid der neue Zustand begann.“

Aber nach dem schnellen Zusammenbruch der Ottonen wird die Überlieferung bald wiederdürftig; die Lücke zwischen der ahd. und mhd. Periode hindert uns zu notieren, was denn vom syntaktischen Baustoff der Sprache Otfrids und Notker erhalten blieb und was nicht. Mithin ist jede Geschichte einer syntaktischen Form vor der Mitte des 12. Jahrhunderts fragwürdig; ihre Belege drängen sich in ein paar Jahrzehnte zusammen, zwischen denen stumme Perioden die erwünschte Antwort verwei-

gern. Was an früh-mhd. Literatur vorhanden ist, zeigt dem Artikel gegenüber eine größere Sparsamkeit als Notker und Otfrid, obwohl die zunehmende Reflexion und die scholastische Schulung seiner Ausbildung günstig sein mußte. Sein Fehlen vor dem Substantiv, wenn attributive Bestimmungen mit dem bestimmten Artikel nachfolgen, ist nach Behaghel (§ 32) gradezu ein Zeichen des älteren Mhd., ein Zustand, der sich in den Heldenepen und dem *jTiturel* erhält.

Daß Wolfram aus der gesamten Tradition des Höfischen Epos der Blütezeit herausfällt, bemerkt Behaghel natürlich und weist darauf hin, wie die Haltung Wolframs von seinem Fortsetzer und Nachahmer im *jTiturel* noch übertrieben sei. Im § 87 verzeichnet er es als „Liebhaberei einzelner Schriftsteller“, den Artikel wegzulassen und nennt dann namentlich: Wolfram und den Dichter des *jTiturel*, Klopstock, Logau, Kant, die Expressionisten.

Die Liste wird uns noch beschäftigen. Hier nur, daß Wolfram ja auch sonst außerhalb der höfischen Tradition steht, was sich bis in die Wahl der Parzival-Strophe hinein dokumentiert. Was es mit der von Kirche und Geistlichkeit nie anerkannten Gralssage auf sich hatte, haben Wechssler, F. R. Schröder und S. Singer wieder und wieder betont,⁹ ja der letztere geht so weit, der ganzen Gralslegende etwas Ketzerisches nachzusagen, so daß an dem frommen Dichter dieser Legende der Makel eines sehr eigenwilligen Katholizismus haften bleibt. – Der Gebrauch des Artikels bei Hartmann, Gottfried und ihren Schulen ist gegenüber dem in den Heldenepen zweifellos ausgedehnt. Es mag sein, daß die Herkunft der Quellen mitspricht; wichtiger scheint mir die deutliche Abstufung im Gebrauch des Formworts gemäß der sozialen Rangordnung. Im deutschen Volksmund ist der Artikel sehr viel sparsamer gebraucht als in der höfischen Rede. Das zeigt die Predigt-Literatur, in der die Bub- und Kanzelredner zum Volk in seiner Sprache sprechen. Jeder, der Behaghels Material durchsieht und die Belege gruppiert, wird diese Staffelung erkennen, für die ich ein paar Beispiele gebe.

In Verbindung mit prädikativem *ze* fehlt der Artikel zunächst (§ 55). „Seit dem Ausgang der ahd. Zeit dringt aber der unbestimmte Artikel ein, der dann der mhd. Zeit ganz geläufig ist. Mit dem Ausgang des Mhd. setzt eine Entwicklung ein, die überall den bestimmten Artikel zur Herrschaft führt.“ Also eine grade historische Linie mit dem einen merkwürdigen Umsprung vom unbestimmten zum bestimmten Artikel. – Sieht man nun aber die Belege dafür und für die Ausnahmen, so sind die artikellosen Formen des Ahd. im Mhd. vorhanden noch ein einziges Mal bei Walther und noch zweimal im *Iwein*, aber häufig in *Nibelungen*, *Alexander*, *Rolandslied* bis hinab zu Luther, Fischart und Moschersch! Die Walther-Stelle (79, 25) lasse ich auf sich beruhen: *swer sich ze friunde gewinnen lat*—ist eine recht formelhafte Wendung. Aber die beiden *Iwein*-

⁹ Stand der Forschung und Literatur verzeichnet S. Singer: Wolfram und der Gral. (*Schriften der Literar. Gesellschaft Bern*) 1939, 19 ff.

stellen stehen 247 und 478 und später nie! Man muß keinem Germanisten mehr sagen, was schon Lachmann gesehen hatte, daß die ersten tausend *Iwein*-verse noch nicht den fertigen *Iwein*-stil zeigen. —

Im gleichen Paragraphen ist gesagt, daß in besagter Verbindung der unbestimmte Artikel bis zum Ausgang des Mittelalters vorherrscht, während dann der bestimmte eintritt. Aber Hans Sachs, Belthasar Schupp, Grimmelshausen, Gryphius bewahren den unbestimmten Artikel, während sich Belege für den bestimmten aus *Ava*, *Antichrist*, Boner, Luther beibringen lassen, aber aus keinem einzigen Mystiker!

Oder § 50 die Abstrakta! *Heliand*, Isidor, Tatian setzen sie immer ohne Artikel, Otfrid meistens mit. Mhd. steht dann der Artikel vor abstrakten Substantiven, den im „ahd. des 9. Jh. nur Otfrid durchgeführt hat“. Und dann ist eine Fülle von Ausnahmen verzeichnet, entnommen Diemers *Texten des XI. u. XII. Jh.*, und den Mystikern, besonders auch Tauler. Zu den „Ausnahmen“ gehört vor allem Berthold von Regensburg.¹⁰ Wäre die Prediger-Literatur nur besser untersucht, man hätte dann wieder gefunden, daß nur die auf ein höfisches Publikum zugeschnittene Dichtung diesen Artikel durchführt. Sehr gut bemerkt Behaghel in diesem Zusammenhang, daß Abstrakta wie *Treue*, *Glaube*, *Hoffnung* den Artikel verlieren, sobald sie „als Personen aufgefaßt sind.“ Sie sind es zuweilen bei Reinmar, Gottfried, Walther, öfter im *Parzival* und *immer bei allen* Mystikern. Es heißt eine richtige Sache falsch formulieren, wenn man hier von Abstrakten spricht: sobald die Begriffe einer geistigen Welt personifiziert sind, verlieren sie den Artikel; sie sind ja keine Abstrakta mehr sondern eben Personen. Das zeigt Hans Sachs sehr schön in einem Streitgedicht, das immer beginnt: *Reichtum sprach . . . Armut sprach*. Für den Mystiker war *Glaube* ein Wesen von Fleisch und Blut und gott-menschlichem Naturell, nicht anders als dem Griechen seine *Nike*, die geflügelt vom Himmel herabstieg, sich dem Kühnen zu ergeben.¹¹

Übrigens kommt auch bei Personennamen der Artikel in gewissem Umfang auf (a. a. o. § 42), zuerst bei den Zu-, dann bei den Vornamen, dann bei den Doppelnamen: *Wernher der Bernaere*, *Hermann von der Neuenburg*. Überall hier hat sich der Artikel nicht gehalten, und es wäre nicht unwichtig zu sehen, wie seine Einschränkung und Eliminierung vor sich gegangen ist; gewisse Personennamen sind von den gotischen Zeiten bis auf unsere immer ohne Artikel verwendet: *Adam*, *Moses*, *Gott*, *Christus*, *Elisabeth*, *Martha*, *Maria*. Den Grund sieht Behaghel bei *Maria*, *Martha* und *Elisabeth* darin, daß *Mariens*, *Marias* und danach auch *Marthas*, *Elisabeths* wirklich dekliniert wurde, während *die Triesch*, *die Bergner*, *die Marlene*, *die Pompadour* nur durch den Artikel flektierbar waren.

¹⁰ Sehr aufschlußreich ist F. Zimmert: Das artikellose Substantiv in den Predigten Bertholds von Regensburg. *Beiträge XXVI* (1901), 321 ff.

¹¹ Wahrscheinlich sind auch die Adjektiva, die aus abstrakten Substantiven ableitet sind, erst dann ableitbar, nachdem die Abstrakta personifiziert waren: *den trotzen Hals* (Lohenstein), *die glimmen Kohlen*. Behaghel verzeichnet Beispiele aus den Mystikern, Predigern und bezeichnenderweise aus Volksschriftstellern wie dem Teichner.

(§ 38) Der wahre Grund liegt aber natürlich in ihrem sakralen Charakter. Sie waren mehr als nur Namen. Als Anrufungen des Heiligen waren sie formfest, ihre Lautgestalt *tabu*. In den gleichen Zusammenhang gehören *Himmel* und *Himmelreich*, die bis in die frühneuhochdeutsche Zeit hinein artikellos gebraucht sind. Vgl: Isidor, Tatian, Otfried (*himil* in der Bedeutung engl. *heaven* ohne, in der Bedeutung *sky* mit Artikel!), Williram, Berthold von Regensburg, Tauler (*got sol uch Himmelrich geben*), Leys. Pred.¹² Der Hinzutritt eines Artikels zu einem schon mit einem Adjektiv verbundenen Substantiv findet gleichfalls im Verlauf der ahd. Periode statt. Das *Hildebrandslied* bietet kein Beispiel für den Artikel, der *Heland* hat recht zahlreiche artikellose Formen, die dann im eigentlichen Mhd. recht selten sind. Sie lassen sich aber belegen im *Rolandslied*, *Virginal*, *Parzival*, Berthold von Regensburg, *deutsche Mystiker II*, Schönbach *Predigten II*!

Der bestimmte Artikel fehlt vor einem Substantiv dem eine attributive Bestimmung folgt, die selbst den bestimmten Artikel hat. Z. B. *Nibel.* 181, 1 *do sach er here daz groze*. Die Belege, die Behaghel § 32 anführt, sind entnommen: *Genesis*, *Anmolied*, *Hochzeit*, *Ava*, *Leben Jesu*, *Nibelungen*, *jTiturel*, *Wolfdietrich D*, *Gudrun*. Eine sehr bezeichnende Liste, in der die repräsentativen Namen der mhd. Blütezeit absolut fehlen.

V.

In den meisten Fällen, die ich angeführt habe, kann man schwanken, welcher Erklärung der Vorzug zu geben ist, der stilgeschichtlichen oder der soziologischen. Ein Stilwandel ist oft zugleich ein Schichtwechsel, das Abtreten der bis dahin wortführenden Schicht und ihre Ersetzung durch eine andere, bisher unmündige. Das Emporkommen eines neuen Schönheitsbegriffes ist oft an die Zerstörung der Gesellschaft geknüpft, für die ihr eigener verbindlich war. Es ist eine Frage von erster Wichtigkeit, ob der rasche Niedergang der mhd. Klassik nicht vielleicht die literarische Komponente dessen ist, was als „Bürgerliches Mittelalter“ schon historisch notiert ist; die Ritterdämmerung spielt sich nicht nur am Poetenhimmel ab. Die Welt, die im *Iwein* so intakt ist, ist es, weil der soziale Unterbau, auf dem sie ruht, solide steht. Wenn nicht schon bei Neidhart so doch bei Wittenweiler liegt diese Welt in Trümmern. Doch setzt die ständische Gebundenheit im eigentlichen Mittelalter der soziologischen Betrachtungsweise enge Grenzen. Es ist klar, daß von dem sozialen Gefälle, mit dem jede soziologische Erklärung rechnet, nicht viel übrig bleibt. Die sozialen Stufungen, so ungeheuer sie sein mögen, sind nicht heranzuziehen, weil alle Stufen außer den obersten von Literatur und Wort-führung ausgeschlossen sind, und die von ihnen entwickelte Werteskala für alle unteren, die „Fahrenden“ etwa, verbindlich bleibt – auch nach der Umgliederung der Gesellschaft. Anders ist es natürlich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, dessen Geschichte vom Eintritt eines neuen Standes in die

¹² Geilers von Kaisersberg *Ehre sei Gott in den Allerböcksten* steht als pedantische Übersetzung von *in excelsis* allein und hat sich mit seinem Plural nicht für *in der Höhe* durchsetzen können. Dagegen: *Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre!*

Völkerführung, von seinen neuen geistigen, ökonomischen, politischen und sogar strategischen und monetären Mitteln bestimmt ist.

Ich würde nicht wagen, eine Erscheinung wie die folgende soziologisch auszuwerten: Tritt zum Substantiv ein Genitiv, so handelt es sich um keine unbestimmte Grösse mehr, sie ist ja durch den Genitiv kommentiert. Im Ahd. des 9. Jahrhunderts überwiegt noch die Artikellosigkeit (*angil gotes; in bus Zachariases; spahida dhes fater; wurzelun thero saligun bluomon*), erst bei Notker ist er häufig und im Mhd. die Regel. Doch zeigen Wendungen wie *hort der Nibelunge, vater aller tugende, meister der nature, in hant des provestes* noch immer weiter den älteren Stand, den ja Urkunden und Rechtssprüche besonders konservierten. Wenn also viele Mystiker und Prediger die artikellosen Formen besonders in präpositionalen Formen aufweisen, kann darin die Sprache der niederen Volksschichten durchschlagen oder aber die der Mystik eigene Unsicherheit im Gebrauch des Artikels. *Deutsche Mystiker II*, 499, 2 mit *liehte der nature*, Johann von Olmütz 107, 3 bei *achtunge der leute*, Berthold I, 61, 27 von *anegenge der werlte*, *Passionale H.* 200, 45 nach *lust der ewigen gutes* haben eine sozusagen doppelte Legitimität. Eine deutsche Syntax sollte nicht den Zusammenhang zerstören, in dem solche Formen mit Wendungen stehen wie diesen: *zu Beichte kommen, zu Gerichte treiben, gut zu Weg sein, Was heute ihre Rede ist, das ist „ze jare“ die deine*. Wir finden dergleichen artikellose Formen im Volkslied, im Volksepós, bei den Volkspredigern, in den Volksbüchern, während die hohe Literatur bestimmter Zeiten sie vermeidet.

Selbst wo diese präpositionalen Verbindungen den Artikel fordern, neigt er zur Verschmelzung mit der Präposition (*zum, im, am, überm usw.*). Behaghel (a. a. o. § 21) setzt den Beginn des Rückgangs der vollen Artikelformen an den Ausgang des 14. Jahrhunderts, also genau in die Zeit des Zusammenbruchs der alten ritterlichen Welt und des Durchbruchs einer bürgerlichen Schicht. Steht dann vielleicht der Formenwechsel damit im Zusammenhang, daß eine neue Klasse spricht, daß man zu einer neuen Klasse spricht? Behaghel notiert, daß Jean Paul in der zweiten Auflage der *Unsichtbaren Loge* (1822) die vollen Artikelformen statt der verschmolzenen (von 1793) wiederherstellt; dieses Wiederherstellen des ursprünglichen Artikels ist „Restauration“, d. h. die Absage an die Revolution, in diesem Fall die französische. Es ist nicht nur eine Abwendung von der saloppen Umgangssprache zur Literatur und der höheren Feierlichkeit eines Schriftdeutsch. Zwischen der ersten und zweiten Auflage des Romans findet Jean Paul Anschluß an die soziale Oberschicht. Er übernimmt die Sprache der Ton-angebenden. Die Frage, die jeder Schriftsteller für sich selbst zu beantworten hat, für wen spreche ich, wen will ich ansprechen, zu wem spreche ich hin, wird 1793 noch beantwortet: zum Volk, dreißig Jahre später aber: zur herrschenden Klasse. Hier ist die Wiederherstellung des Artikels klar ein soziologisches Phänomen.

So wie Jean Paul hatte sich jeder deutsche Schriftsteller seit Otfrid zu entscheiden, und oft genug war der Entschluß für oder gegen den

Artikel einer für oder gegen die Gesellschaft, mit der der Dichter zu leben hatte. Zugleich aber war es ein weiterreichender Entschluß. Brinkmann (a. a. o. 51) sagt etwas zu feierlich "Die Durchführung des Artikels entzaubert die Welt." Er bezieht es auf den *Heliand*-Dichter, der ein Magier war, und auf Otfrid, den Rationalisten. Aber es stimmt, daß eine Wahl für oder gegen den Artikel zugleich auch eine für oder gegen Distanz und Perspektive und Dimensionalität, für oder gegen Plastik und Sauberkeit der Kontur ist.

So hat die von Behaghel erwähnte „Liebhaberei“ einzelner Schriftsteller, den Artikel wegzulassen, recht verschiedene Gründe. Nicht immer wollen sie die Welt verzaubern. Bei Wolfram und den seinen ist es eine Ablehnung des Raumdenkens, eine geniale Gabe des Ineinandermalens und Zusammenziehens, aber bei Logau ist es beinahe das Gegenteil. Er denkt in Gattungen statt in Individualitäten, er sieht gesetzmäßiges Handeln noch in der Einzelaktion; das Zusammenfassen des als Regel Erkannten zum *Spruch* verbietet seine Einschränkung durch den Artikel. Bei Klopstock ist es Hingenommenheit und Überschwang des Gefühls; die Dinge, nicht mehr von dieser Welt, verlieren ihre irdischen Grenzen. Dagegen ist es bei Kant der Versuch, sich von Kategorien zu befreien (z. B. der des Genus), denen keine Realitäten entsprechen.

VI.

Und schließlich nennt Behaghel die Expressionisten.

Bei der Nachlässigkeit, mit der die Zeugen der Vorzeit — Mystiker, Barockpoeten, Bänkelsänger, Volksschriftsteller — bisher befragt worden sind, muß es besonders willkommen sein, eine literarische Bewegung der jüngsten Vergangenheit in ihrem Verhältnis zum Artikel zu beobachten. Das Beispiel ist auch deshalb lehrreich, weil im Lauf der Zeit der Artikel an Bedeutung eingebüßt hat. Sein Gebrauch könnte unwillkürlich geworden sein. In einer Art von Proklise hat er seinen Charakter verloren, ist als ein Bestandteil des Substantivs anzusprechen, dessen Kasus und Geschlecht er anzeigen hilft.

Und nun sehen wir, daß der Expressionismus den Artikel dezimiert, einschränkt, ja ausrottet. Die expressionistischen Texte allein würden schon verbieten, die Geschichte des Artikels genetisch zu erzählen; wie ist es in einer so gradlinigen Geschichte zu erklären, daß er in der Literatur von 1910 - 1920 nahezu vernichtet ist und nun in der neu-expressionistischen Welle seit 1930 weiter Boden verliert!

Der Artikel, so sahen wir, stellt Distanzen her, er teilt ein, er ordnet, er hält auf Abstand, er ist eine Bildung aus rationalem Prinzip, die es ermöglicht, die Dinge aus ihrem Gesamtkomplex herauszulösen und gesondert ins Auge zu fassen. Aber die Dinge dynamisieren, die Kräften gleichsetzen, die tote Welt in einem magischen Akt beleben, das heißt, sie zum Artikel untauglich machen. Hier werden alle Dinge Symbole, sie sind nicht mehr sie selbst sondern Stellvertreter für anderes, Gleichnisse

für Geheimeres, sie stehen für etwas, sie signalisieren das Eigentliche. Prompt verlieren sie den Artikel. „Im Zimmer stand Jüngling erhabener Schöne und zuckte Schande, Untergang, Verbrechen.“ „Nackte Zähne der Zeit klafften und zeigten Hunger.“ Man braucht sich nicht auf einen so radikalen Expressionisten wie August Stramm zu berufen, den eine Deutsche Syntax wohl nicht berücksichtigen wird, weil in seiner explosiven Sprache überhaupt nicht konstruktive Pläne sondern musikalische Assoziationen walten, seine Sätze also gar nicht in syntaktischem sondern in kontrapunktischem Sinn welche sind,¹³ will man den nahezu vollständigen Untergang des Artikels im Expressionismus illustrieren. „Da die seelischen Zustände und ihre Elemente sich nicht räumlich aufreihen, sondern in irrationaler Konfusion sich gegenseitig durchdringen, lassen sie sich weder zählen noch in irgend ein anderes mathematisch (also räumlich) präzisiertes Verhältnis bringen.“ In dieser *Konfusion*, mit der Bergson ausgezeichnet den seelischen Habitus des Expressionisten schildert, bleiben die Konturen der Wörter nicht dicht und geschlossen. Die Existenz der Einzeldinge ist zweifelhaft, ihr Für-sich-sein unglaublich. Die Scheidungen zwischen ihnen fallen weg, und wie Chagall und Franz Marc Tiere ineinander malen, so schreiben die Dichter die Worte ineinander. Da aber die Sprache in ihrer räumlichen Übertragung dieses Ineinander nur bis zu einem gewissen Grade gestattet, wird nur das sichtbarste Moment der Scheidung betroffen, der Artikel, das Formwort, das ja dem Nominalismus und seinem metaphysischen Glauben an die Eigenexistenz der Dinge seine Entstehung verdankt. Carl Sternheim hat aus seinen Manuskripten gewissenhaft, ja pedantisch alle Artikel entfernt, bevor er sie zum Druck gegeben hat, was an sich gar nichts anderes ist als die Korrekturen Jean Pauls. Der Expressionist kennt nämlich die Bedürfnisse, die der Artikel befriedigt, nicht; für das, was er auszusagen wünscht, ist der Artikel überflüssig und ohne Belang. — Manche Expressionisten lassen ihn tatsächlich planmäßig weg, sie folgen dabei einer Theorie, sie haben ein Programm des Eruptiven, ihre Ekstasen sind Ausbrüche angeheizter Krater. Diese schizophrene Kälte im Glühen, diese reflexive Dämonie gehört ins Bild eines Stils, der mit allen Mitteln der Psychologie und der Seelenanalyse seine Fieber und Schauer hochtreibt. Warum nicht, da noch nie eine Kunst darunter gelitten hat, daß sie ihre Ziele kenne. Wenn die einen — Sternheim, Walden, Edschmid, Werfel — den Artikel *weglassen*, so gibt es doch eine Menge anderer — Stramm, Benn, Unruh, Toller — die ihn aus ihrem Sprachbewußtsein einfach *verlieren*. Das Ergebnis ist das Gleiche.

Heinrich Wölfflin hat uns Aufschluß über die technischen Mittel ge-

¹³ Man hat Stramm einmal vorgeworfen, er schreibe „Worte, denen man nicht anzusehen vermag, ob es Haupt- oder Tätigkeitsworte sind, ob sie als Subjekt oder als Prädikat im Satz auftreten, so weit überhaupt bei dem Mangel jeglicher Interpunktion von Satzbildung die Rede sein kann.“ Die Frage nach Subjekt, Prädikat, Interpunktion zeigt, wie verheerend tief die aus dem lateinischen Satzbau abgezogenen Begriffe im Bewußtsein sitzen. Dem Kritiker kommt der Gedanke garnicht, sein eigenes unzureichendes Schema sei vielleicht dafür verantwortlich, daß er den Worten ihre Funktion nicht ansieht.

geben, mit denen ein Holbein seinen „linearen“, ein Rembrandt seinen „malerischen“ Kunstwillen zum Ausdruck brachte.¹⁴ Das Formwort, das wir Artikel nennen, ist ein technisches Mittel für den Dichter; seine Verwendung hängt davon ab, was er darstellen will. So erscheint der Artikel in der ersten deutschen Renaissance des 9. Jh. als Formmittel des Nominalismus, geht während der Reformen von Cluny zurück, dringt in der kurzen Blüteperiode der Höfischen Poesie weiter vor, verliert im Bürgerlichen Mittelalter an Boden, wird von den sozialen Erschütterungen, die in der französischen Revolution ihren politischen Höhepunkt finden, betroffen, und noch bei eingefleischter Übung und Gewöhnung durch lange Zeiträume genügt eine radikale Abkehr von dem Weltbild, das er zeichnen hilft, im 20. Jahrhundert, um ihn nahezu auszumerzen.

Dieser Exzeß konnte nur Episode sein; mit der Neuen Sachlichkeit tritt der Artikel wieder in sein gewohntes Gebiet ein. Doch läßt sich nicht erkennen, daß die pathetisch erregte, über das Alltags-Niveau gewaltsam gehobene Sprache der neuen deutschen Wortführer, ihre revolutionäre Leidenschaftlichkeit, ihr Bürgerhaß, die Traumwelt, in der sie weiter schreiten, ihre Verachtung der Kulturgüter und Glaubenssätze der civilen Welt, der reichlichen Verwendung des Artikels bereits abträglich geworden sind. Eine Syntax des offiziellen Deutsch der letzten Jahre würde die geistige Erschütterung, die Deutschland befallen hat, an den Verlusten, die der Artikel erlitten hat, registrieren können. Es zeigt sich immer deutlicher, daß der Expressionismus ein Wetterleuchten war, auf das nun die wirklichen Wetter gefolgt sind. Eine neue Welle setzt auf sehr verbreiterter Grundlage fort, was um 1910 so überschwänglich begonnen wurde.

Wieder ist der Artikel für das, was nun ausgesagt werden soll, überflüssig, sein partitives Prinzip ist zur Bezeichnung der „Totalitäten“ unbrauchbar. Er wird weggelassen, man denkt die Substantiva artikellos, da man an die Stelle der alten Einteilungen und Beschränkungen neue setzen will. Es ist heute beinahe so, als sei das Deutsche aus einem griechischen in einen römischen Dialekt übergetreten.

Sicherlich stellt die Sparsamkeit im Gebrauch des Artikels Spengler neben Kant. Wie falsch wäre es aber, aus dem gleichen Zeichen auf einen ähnlichen Geist hier und da zu schließen. Kant legte den Artikel ab, weil er sein abstraktes Denken störte, weil er in ihm ein irrationales Relikt sah. Bei Spengler ist es Preußentum, die Liebe zum Maschinellen, zum nackten Funktionismus des Sprach-Getriebes, was ihn gegen den Artikel gleichgültig macht. Die cäsarischen Vorbilder, die er seinen Lesern empfiehlt, bedienen sich der Kommandosprache, und in ihr hat der Artikel keinen Platz, so wenig wie in den ekstatischen Gefühlssexzessen der Dadaisten.

¹⁴ In seiner berühmten Rembrandt-Rede vom 6. 11. 1877 geht Jacob Burckhardt so weit zu bezweifeln, daß Rembrandt malen könne, weil er ja keine klaren Konturen male und ihm sowohl in der Linienperspektive als im Skelettbau seiner Figuren Fehler unterlaufen. In ganz dem gleichen Sinn können eben auch die Expressionisten nicht schreiben.

Die dynamischen Kolbenhiebe der Prosa Spenglers, stärker noch Ernst Jüngers, das Vorbild des Viertaktmotor, dem sie in ihrem Prosastil nach-eifern, ist dem Artikel von neuem zum Verhängnis geworden. Es ist schwer vorauszusehen, wie seine künftige Geschichte verläuft. —

Geschichte der deutschen Syntax, zumal die der Formwörter, als eine der Schwankungen zwischen zwei Polen, als Verlieren und Wieder-gewinnen der analysierenden, proportionierenden Partikeln, als Verzicht auf Kontur und klare Linie oder als Bemühung um deutliche und begreifbare Einheiten das erst wäre auch *Syntax als Geschichte*.

— A —

SOME ASPECTS OF NIETZSCHE'S EARLIER CONCEPTION OF ART AND THE ARTIST

HEINZ BLUHM

Yale University

Ours is not an age in which the humanistic disciplines flourish. The emphasis is rather on science, biological, physical, and — last but not least — social. Yet there is, even among scientists, a growing unrest as to whether this state of things is essentially healthy. We hear, not infrequently, impressive voices advocating "a vigorous renascence of humanistic studies"¹ or insisting that the universities should again be „sanctuaries of the inner life“² of a people. But with all this uneasy realization that an age of science is perhaps foregoing the finest things in life, there is, among the men who sense the ultimate undesirability of the present situation, a great deal of groping in the dark so far as the essence of the humanities is concerned. They know that we are missing something eminently worth while, and they demand that something be done; but, on the whole, they have few if any definite suggestions to remedy the disrepute into which art and letters have fallen.

This, however, is but one side of the picture, the more hopeful one despite its vagueness. The other is as follows: a great many scientists and scholars are convinced that literature and the arts are at last in their appointed place of virtual insignificance in our world. Now this negative view of the rôle of letters and arts in modern life was formulated most sensational by none other than Oswald Spengler. He seriously admonished modern youth to renounce art and philosophy and to give itself wholeheartedly to the pursuit of science. It is of more than passing interest that Spengler, in the foreword to his monumental work, acknowledges Goethe and Nietzsche as his supreme teachers. Regarding the latter, he stresses the fact that he developed Nietzsche's merely suggestive, fragmentary thought into a philosophical system.

Whoever has been enthralled by the magic of Spengler's view of life and the world will doubtless recall that some of the most spirited parts of the *Untergang des Abendlandes* deal with art. We all remember the wistful fervor with which he dwells on *Tristan und Isolde* as supposedly the last creative product of Western music. Breathtaking and bewitching, though unsatisfactory, as Spengler's ideas on art are, a still greater drama on the same subject of art was enacted in the soul of his avowed master Friedrich Nietzsche several decades before.

It is well known that Nietzsche occupied himself assiduously, throughout his life, with the nature of art and the artist and their function in human life in general and in the modern world in particular. It is further widely known that he evaluated art and the artist differently in the various

¹ Flexner, A.: *Universities American English German*. Oxford Press, 1930, p. 22.
² Conant, S.: An article in *School and Society*, Sept. 26, 1936.

stages of his intellectual development and that a radical shift in his conception of art occurred at the beginning of his second period, about 1875-76.

This paper is primarily concerned with the second phase of Nietzsche's attitude toward art, contained in *Menschliches, Allzumenschliches* and diametrically opposed to what he had formerly believed. The task before us is not so much to present a complete survey of Nietzsche's first views on art but rather to supply the background for his emphatic rejection of art at the end of his first period. How did it happen that the fervent disciple of art became a determined sceptic?

In order to answer this question with some authority, it is best to give a brief note on Nietzsche's earliest relation to art. The first volumes of the new definitive *Historisch-kritische Gesamtausgabe* allow us to follow almost step by step the unfolding of the boy's finely wrought artistic nature. Both spiritual and sensuous beauty thrilled him ineffably. In general, Nietzsche's early artistic experiences were profoundly affected by religion, which was indubitably the greatest single force in his adolescent life. Nietzsche the university student literally immersed himself in art, the theater and the concert hall claiming a large portion of his time. To put it as briefly as possible: art, to the youthful Nietzsche, was a necessity, not a luxury.

This unfeigned appreciation of art, deeply rooted as it was in his very heart, grew still more when he came under the spell of Schopenhauer and Wagner. Little wonder, then, that the first major work which he published grappled with the problem of art. As regards the conception of art in the *Birth of Tragedy*, probably the most difficult book Nietzsche ever wrote, it is essential to recall the terms 'Apollonian' and 'Dionysian'. Without entering into a detailed analysis of these famed expressions, we shall merely emphasize that the Dionysian as "the eternal and original artistic force"³ establishes contact with the metaphysical foundation of the world, that it is able to comprehend the real nature of things — the 'Ding an sich'. The Apollonian, on the other hand, is restricted to the world of mere 'appearance' — 'Erscheinung', over which it casts a veil of beauty. But Dionysian art is "the properly metaphysical activity of this life".⁴ Through it we gain an insight into the very essence of the world, an insight which lies beyond the pale of science and scholarship. The remotest regions of life reveal themselves only to the ecstatic vision of the Dionysian artist, whose highest type is represented by the musician. Nietzsche, the ardent disciple of Schopenhauer and devoted friend of Wagner, went so far as to assert that the musician was granted an unimpeded access "to the Mothers of Being, to the innermost heart of things".⁵

These early views lead to the inescapable conclusion that art is the *summum bonum* of the intellectual and spiritual life of man. Art, espe-

³ The Complete Works of Friedrich Nietzsche. Ed. by Oscar Levy. Vol. 1, p. 186.

⁴ *Ibid.*, 20.

⁵ *Ibid.*, 121.

cially in its Dionysian aspect, has ascended the throne which religion had been forced to surrender. That is to say, art is definitely raised to the stature of religion, and it is called upon to appease Nietzsche's powerful metaphysical needs. After he broke with religion, art as a substitute became the most sacred thing he knew. And the *Birth of Tragedy* is the fervid confession of his new faith. Many of his contemporaries looked on art as mere entertainment. Nietzsche resented such worldly-mindedness. The nascent prophet in him anathematized the grossly secular spirit of his age, which appeared to regard everything *sub specie saeculi*. There seemed to be no bond between a generation which degraded art and the youthful, idealistic Nietzsche who regarded it "as the highest task and the properly metaphysical activity of this life".⁴

In the ensuing works of Nietzsche's first great period the profound seriousness, which is to permeate art and the artist, is insisted upon in ever new ways. The *Unzeitgemäße Betrachtungen*, mighty sermons unto repentance in things cultural, declare the intrinsic sacredness of art, without which existence would be meaningless.

This glorification of the artist was superseded by a radical change in Nietzsche's views at the beginning of his second period. Art now fell by the wayside, and in its stead science raised its head. Just as he had once abandoned religion in favor of art, he now abandons art in favor of science. He is convinced that intellectual honesty forces him to relegate art to a bygone stage of human development, one that is never to return.

What is the basis of this revolution in his evaluation of art and the artist? By and large, it is the fundamental change which occurred in Nietzsche's whole outlook of life about this time, the middle seventies of the last century. The impetuous march of his mind had led him to a new phase of his philosophy, of which the devaluation of art is but one aspect.

The relevant parts of *Menschliches, Allzumenschliches*, the first work of the second period, are now to be examined for what they reveal of their author's new relation to this problem. It should be noted, however, that Nietzsche's new views on art are, in his own words, "the hardest thing . . . which the love of truth had yet wrested from him".⁵ We should forever bear in mind that Nietzsche was a man of exceeding reverence, and that his intellectual and spiritual break with his beloved masters Schopenhauer and Wagner all but rent his heart. It need not be emphasized here that only the profoundest inner difference of ultimate convictions impelled him to sacrifice what he had adored. The inner defection from his revered teachers was merely an indication of his thorough renunciation of metaphysics, and metaphysics had been a rod and a staff to the young scholar who labored so hard to make his peace with life. It seems only natural that in the case of a man like Nietzsche the abandonment of metaphysics implied the abandonment of art as the properly metaphysical activity of life. In the same degree in which Nietzsche withdrew

⁴ See footnote on preceding page.

⁵ Briefe I, 425. (1878)

from the realm of metaphysics, he also gave up his worship of the artist as the prophet of a world beyond the ken of the scientist and scholar. At the same time he also abjured art in its more Apollonian aspect: he deemed it no longer advisable to transfigure the world by means of the 'schöner Schein'. On the contrary, he insisted on mastering life through knowledge and sober thinking and he vowed that he was ready for the facts of science and scholarship. One has the impression that Nietzsche felt he had put away childish things and become a man.

In Nietzsche's second period the artist is thus measured with the same unmetaphysical yardstick as the scientist. The immaculate honesty which he always observed in matters of the mind compelled him to bid art farewell — but he did not succeed in hiding his deep sorrow as we shall soon see.

In his desire to approach the artist from a relentlessly positivistic point of view Nietzsche even questioned the artist's devotion to truth. "With regard to the recognition of truths", — Nietzsche wrote in *Menschliches, Allzumenschliches* — "the artist has a weaker morality than the thinker; he will on no account let himself be deprived of brilliant and profound interpretations of life . . ." ⁷. The very acme of human wisdom he now chose to see in "the scientific devotion to truth in every shape, however simple this may appear".⁷

Nietzsche in his middle period refused to look upon artists as men living in accord with the worthiest goals of the world in which we move. He branded poets as "beings who are turned towards the past".⁸ They no longer possess an independent value of their own for Nietzsche, they are useful merely "as bridges to far distant times and ideas, to dying or dead religions and cultures".⁸ The most iconoclastic words which he said about the poets in this connection are perhaps the following: "Actually they are always and of necessity *epigoni—Epigenen*".⁸

Nietzsche's new disbelief in the realm of the metaphysical induced him to deny that scientists and artists may really flourish at the same time, for the simple reason that the latter's most important sphere of activity, the metaphysical, has irretrievably vanished. He fancied that the poet's right to exist in our world was thereby fatally undermined. The artist, it now appeared to him, should be replaced by the scientist. It is high time that, in the course of human evolution, the loose thinking of the artist be replaced by the systematic thought of the scientist. The nature of civilization, which he believed progressed from metaphysics to science, requires this readjustment.

It has been suggested above that Nietzsche's heart refused to accede willingly to this unqualified depreciation of art. Art, as religion in a former stage of his development, had coalesced so intimately with every fibre of his being that his new views caused him unspeakable pain. Just as in Lu-

⁷ Complete Works, vol. 6, p. 154.

⁸ *Ibid.*, 155.

cretius we are frequently aware of what the French call an 'anti-Lucrèce', the anti-Nietzsche in Nietzsche was still deeply stirred by the spirituality of great art. It seemed to him that art owed its very profundity to its theological heritage. "Art — Nietzsche said — raises its head where creeds relax. It takes over many feelings and moods engendered by religion, and itself becomes deeper, more full of soul . . ." ⁹ One must realize these inner conflicts in order to do full justice to the beautiful dirge he sang to art in the closing paragraph of the chapter entitled *Concerning the soul of artists and writers*: "Just as in old age we remember our youth and celebrate festivals of memory, so in a short time mankind will stand towards art: its relation will be that of a *touching memory* of the joys of youth. Never, perhaps, in former ages was art dealt with so seriously and thoughtfully as now when it appears to be surrounded by the magic influence of death . . . The artist will soon come to be regarded as a splendid relic, and to him, as to a wonderful stranger on whose power and beauty depended the happiness of former ages, there will be paid such honor as is not often enjoyed by one of our race. The best in us is perhaps inherited from the sentiments of former times, to which it is hardly possible for us now to return by direct ways; the sun has already disappeared, but the heavens of our life are still glowing and illumined by it, although we can behold it no longer".¹⁰

If Nietzsche's earlier views on art were correct, modern youth could do no better than to heed Spengler's charge to give up art and to sell itself to science. In conclusion, however, brief reference should be made to another conception of art, one which does not lead to this gloomy future. According to this view, art is not allied with metaphysics but operates on the same plane as science. The difference between art and science lies in their *different* reaction upon the *same* world of experience.¹¹ In Lessing's famous words: art and science may be looked upon as coexistent rather than successive entities in the highest stage of civilization of which man seems capable.

⁹ *Ibid.*, 156.

¹⁰ *Ibid.*, 205-206.

¹¹ Cf. the writings of Martin Schütze, *passim*.



GOETHES LUCIANE UND TINETTE VON REIZENSTEIN

ERWIN G. GUDDE

University of California

Als Goethe im Jahre 1809 seinen dritten Roman, *Die Wahlverwandtschaften*, veröffentlichte, begann in Weimar alsbald ein allgemeines Raten darüber, welche Personen der Dichter bei der Schaffung seiner Charaktere im Auge gehabt habe. Die *Wahlverwandtschaften* beruhen, mehr noch als andere Werke Goethes, auf Erlebnis und Beobachtung. Der Dichter hat dies selbst in einer Unterhaltung mit einem Unbekannten bestätigt: „Ob die Wahlverwandtschaften wahr sind, ob sie auf Tatsächlichem beruhen? Jede Dichtung, die nicht übertriebt, ist wahr, und alles was einen dauernden tiefen Eindruck macht, ist nicht übertrieben. . . . Das Benutzen der Erlebnisse ist mir immer alles gewesen; das Erfinden aus der Luft war nie meine Sache, ich habe die Welt stets für genialer gehalten, als mein Genie.“¹

In Luciane, der Tochter Charlottens, schildert Goethe ein schönes und gutherziges, aber zugleich frivoles und gefällsüchtiges Mädchen, das alle Männer in ihren Bann ziehen will. Manche sahen in dem Charakter Züge der Bettina von Arnim oder der Karoline Jagemann, aber die meisten scheinen das Vorbild von vornherein in Tinette von Reizenstein gefunden zu haben, und Wilhelm Grimm schrieb gradezu: „Wer die Personen in den *Wahlverwandtschaften* sind, hat man längst heraus . . . die Luciane ist nicht die Jagemann, sondern ein Fräulein Reizenstein.“²

Die wahre Natur der Luciane lernen wir im vierten Kapitel des zweiten Teiles kennen: „Luciane zeigte sich immer wie ein brennender Kometenkern, der einen langen Schweif nach sich zieht . . . Schien es ihr Plan zu sein, Männer die etwas vorstellten, Rang, Ansehen, Ruhm oder sonst etwas Bedeutendes für sich hatten, für sich zu gewinnen, Weisheit und Besonnenheit zu Schanden zu machen und ihrem wilden wunderlichen Wesen selbst bei der Bedächtlichkeit Gunst zu erwerben; so kam die Jugend doch dabei nicht zu kurz: jeder hatte sein Theil, seinen Tag, seine Stunde, in der sie ihn entzücken und zu fesseln wußte.“ Und ähnlich im folgenden Kapitel: „So peitschte Luciane den Lebensrausch im geselligen Strudel immer vor sich her. Ihr Hofstaat vermehrte sich täglich, theils weil ihr Treiben so manchen anregte und anzog, theils weil sie sich andre durch Gefälligkeit und Wohlthun zu verbinden wußte.“

Inwieweit stimmt diese Romanfigur mit dem lebenden Vorbild überein? Tinette (eigentlich Christiane Henriette) war die Tochter des formalen österreichischen Hauptmanns Ernst von Reizenstein, der mit seiner Familie seit 1787 in Weimar wohnte. Der Name wird gelegentlich in der Goetheliteratur erwähnt, und der Dichter selbst berichtet in seinen

¹ H. G. Gräf, *Goethe über seine Dichtungen* (Frankfurt, 1901), I, 1, 434.

² R. Steig, *Achim von Arnim und die ihm nahe standen* (Stuttgart, 1904), III, 48.—Vgl. Varnhagen von Ense, *Tagebücher* (Leipzig, 1861), II, 194; F. Bergemann, *Bettinas Leben und Briefwechsel mit Goethe* (Leipzig, 1927), p. 87.

Tagebüchern zwischen dem 15. Mai 1806 und dem 13. April 1813, daß Tinette wiederholt eine Besucherin seines Hauses war. Sonst fließen die Quellen sehr spärlich, und was Ludwig Geiger über Tinette „mühsam“ zusammengetragen hat, läßt weiter keine Schlüsse zu.³ Indessen hat eine Durchforschung der gedruckt vorliegenden Quellen genug Material zutage gefördert um die Verwandtschaft der Luciane mit Tinette zu beweisen.

W. Bode berichtet in seiner Biographie der Frau von Stein, daß deren Sohn Fritz im Jahre 1803 mit Tinette verlobt gewesen sei, daß aber nach ein paar Wochen dem Mädchen oder ihrem Vater ein anderer besser gefallen habe.⁴ Wilhelm Grimm schreibt in dem oben erwähnten Brief vom Januar 1810, Fräulein von Reizenstein solle in Weimar alle Herzen erobern, setzt dann aber trocken hinzu: „Ich habe sie mehrmals gesehen, aber gar nichts Ausgezeichnetes an ihr gefunden.“ Frau von Schiller schreibt in einem Brief vom 6. März 1813 an Knebel: „Unsere Freundin Tinette war auch da. Ihre philosophischen Ansichten, die nach Falk gemodelt sind, thuen einem nicht wohl. Sie hat für alles Sentenzen bereit, Gleichnisse, und wenn man sie fragte, was sie eigentlich darunter verstände, so würde sie es nicht wissen . . . Wenn Tinette nur artig, natürlich brav sein wollte, so wäre sie recht schätzbar.“⁵ Adele Schopenhauer endlich schreibt Ende März 1819 an ihren großen Bruder Arthur: „Tinette Reizenstein ist als Philosophin und Betschwester hier, auf einige Wochen, angelangt. Was sie mit all den Grazien angefangen haben mag, die ihr sonst günstig gewesen! Mich dünkt, du warst auch ihr Anbeter?“⁶

Wichtiger als alle diese Stellen ist eine soweit wenig beachtete amerikanische Quelle, das Weimarer Tagebuch Aaron Burrs. Burr, der sich 1809 nach Europa begeben hatte, um England oder Napoleon für seine donquixotische Idee eines mexikanischen Kaiserreiches zu gewinnen, weilte vom 2. bis 9. Januar 1810 in Weimar.⁷ Goethe und Wilhelm von Humboldt, die seine Vergangenheit kannten, scheinen ihn kühl aufgenommen zu haben, aber das übrige Weimar machte es sich zur Aufgabe, den Besucher aufs beste zu unterhalten. Am 4. Januar brachte ihn Friedrich Berthold in eine Gesellschaft, in der sich auch Tinette befand – und der Vier- und fünfzigjährige verliebte sich Hals über Kopf in das schöne Mädchen. „There a circle of about fifteen, very gay“, schrieb er in das für seine Tochter Theodosia bestimmte Brief-Tagebuch,⁸ „Saw but one: de Reizenstein. ,Ostupui'. Rendezvous for to-morrow . . . This day would make about 200 pages if written out.“ Von da ab sah er sie täglich, und schon

³ „Zu Goethes Gesprächen“, *Goethe Jahrbuch*, XXIV, 265 f. Vgl. ibid., XXVII, 193. – Wiederholt erwähnt wird Tinette in H. Dünzter, *Briefe von Schillers Gattin an einen vertrauten Freund* (Leipzig, 1856), und L. Urlichs, *Charlotte von Schiller und ihre Freunde* (Stuttgart, 1860).

⁴ W. Bode, *Charlotte von Stein* (Berlin, 1920), p. 527.

⁵ H. Dünzter, op. cit., p. 113.

⁶ H. H. Houben, *Damals in Weimar* (Leipzig, 1924), p. 228.

⁷ Über Burr's Aufenthalt in der thüringischen Residenz vgl. meinen Aufsatz „Aaron Burr in Weimar“, *South Atlantic Quarterly*, vol. 40, no. 4.

⁸ *The Private Journal of Aaron Burr*. Rochester, 1903.

zwei Tage später gesteht er, der Sieger über so viele Frauenherzen, daß er völlig in Tinettes Bann sei. Seine eifersüchtige Bemerkung gelegentlich einer Gesellschaft bei der Gräfin Egloffstein: „Le poete Falk would have amused me much had it not been for Reizenstein,“ scheint die Annahme zu bestätigen, daß Tinette eine Freundin des Satirikers Johann Daniel Falk war.⁹ Am siebten traf er sie bei einer Morgengesellschaft in Goethes Haus, aber am gleichen Tage suchte er sie vergebens bei Frau Schopenhauer und abends auf einem Ball im herzoglichen Schloß. Sie ging ihm anscheinend absichtlich aus dem Wege.

Am folgenden Tage hat Burr nichts in Sein Tagebuch eingetragen, aber was er am 9. Januar in Erfurt schrieb, läßt uns ahnen, was an diesem Tage vorgegangen sein muß: „Felicitate me, my dear Theodosia, on my escape from the most critical danger of my life! I have been, as you know, in pretty many dilemmas and jeopardies, but in no one that called for so much effort and determination as this . . . I do verily believe that de Reizenstein is a sorceress! Indeed, I have no doubt of it and if I were President of the secret tribunal she should be burned alive to-morrow. Another interview, and I might have been lost, my hopes and projects blasted and abandoned. The horror of this last catastrophe struck me so forcibly and the danger was so imminent that at eight o'clock I ordered posthorses, gave a crown extra to the postillion to drive like the devil. . . .

Den Eindruck, den wir von Tinette von Reizenstein aus diesen Tagebuchaufzeichnungen bekommen, zeigt, daß sie genau wie Luciane darauf ausging, selbst die weisen und besonnenen Männer, wie Burr einer war, zu ihren Füßen zu sehen. Wenn Goethe bei Abfassung der *Wahlverwandtschaften* nicht unmittelbar an Fräulein von Reizenstein gedacht hat, so hat er jedenfalls in Luciane einen Charakter geschaffen, der in Tinette ein lebendiges Urbild hat.

⁹ L. Geiger, op. cit., p. 265; L. Urlichs, op. cit., pp. 616. 623.



MAKARIE

A. GODE-VON AESCH
Mt. Vernon, New York

Internal evidence seems to support the tentative suggestion that the name of Makarie in Goethe's *Wanderjahre* is not derived from Greek μάκαρ, "blessed," but rather, by way of South Italian *makkaria* from Greek μαλακια, "calm."

Several characters in Goethe's *Meister* have names of symbolic or allegorical value. This fact has to do with the didactic nature of the work, and thus it may be expected to be particularly pronounced in the *Wanderjahre*.

A peculiar problem is that of the name Makarie. It is commonly taken as a derivative from Greek μάκαρ, "happy, blessed," and would signify that its bearer finds herself in a characteristic state of macarism or beatitude with a connotation of heavenly transfiguration.

This may be quite correct. It would imply that Goethe drew the name from his knowledge of Greek supported by the occurrence of the name Macarius as that of a bishop of the church of Jerusalem in the third century, possibly by the existence of a French *chanson de geste* of the 12th century named after its hero *Macaire*, or by some other equally remote and equally learned fact. To be sure, the *Wanderjahre* are full of material based on remote and learned data, and the observation that the significance of the name Makarie is not as obvious as that of the name Montan, especially not for us members of a generation less steeped in general learning than the generation of the earliest readers of the *Wanderjahre*, this observation need not mean that the current interpretation must be inexact.

Yet, to give but one illustration, if Düntzer¹ tries to discuss the importance of Makarie, "deren Name schon sie als Selige bezeichnet," he really exhausts everything he has to say in that single subordinate clause. This is quite natural, for Makarie's function in the work as a whole is much too intimately connected with the actualities of events and persons to be analyzable on the basis of the suggestion that she stands for the idea of detached beatitude.

Most interpreters avoid this dilemma by simply not alluding to any allegorical significance of Makarie's name at all. They wish to conceive of her as "a cosmic potency of the beautiful soul",² and this approach, which, by the way, would seem to be the only sound one, is at least as incompatible with the idea that Makarie is an allegory of beatitude as an active understanding of the older Goethe is with the idea that he was an incarnation of Olympian detachment.

Makarie's function in the *Wanderjahre* as we read them today is comparable with the function of the astrological elements in Schiller's *Wallenstein*. In both works the poets had expanded their canvass beyond the confines of the traditional poetic microcosm. The pattern of individual

¹ Heinrich Düntzer, *Zu Goethe's Jubelfeier. Studien zu Goethe's Werken* (Elberfeld and Iserlohn, 1849), p. 348.

² Thus formulated by Philipp Witkop, *Goethe. Leben und Werk* (Stuttgart and Berlin, 1931), p. 411.

psychology, one might say, had been dissolved in a vaster sociological structure. Yet, just as the self-sufficiency of a poetic organism whose center of interest lies in the psychic problems of one individual hero cannot normally dispense with constant allusions to the fact that its universe of discourse is actually suspended in a vaster organic coherence, so also the more comprehensive structure of a *Wallenstein* or the *Wanderjahre* carries with it the urge to establish points of contact with a superordinate organism in whose coherence it is suspended. Here we have the artistic justification of all the allusions in *Wallenstein* to a superior order on which the sociologically delimited structure of this work depends. And here also we have the key to Makarie's function in Goethe's *Wanderjahre*. She stands as a constant reminder of the fact that the poet wishes to assign to the sociological cosmos of his work only relative self-sufficiency. In an absolute sense there remains the superordinate structure of the astral universe, and of that the sociological cosmos of the *Wanderjahre* is at best an organic repetition.

Makarie translates into the world of human passions, of the psychic conflicts of the *Wanderjahre* an element of stable and quiet trust in the ultimate order of things, and more than ever may we wonder whether this quiet and quieting function of hers can be said to find allegorical representation in her name, that is, if we continue to interpret it as signifying "the happy or the blessed one."

Moreover, the peculiar astral symbolism of Makarie's function in the *Wanderjahre* was emphasized only at the time of Goethe's last revision of the work. The character itself appeared originally in the story "Das nußbraune Mädchen,"³ and there its function, while not yet emphasized in the cosmic symbolism just referred to, was already clearly linked with the basic tendency of the entire complex of the *Wanderjahre*: emancipation from the disorder and chaos of individual passion through resignation, or, more fully, through quiet recognition of a superior organic order. The earliest conception of Makarie's rôle seems thus to be still farther removed from the functions one might assign to detached beatitude. Instead of the happy or the blessed one, Makarie's name should signify the quiet or the quiet^{...z} one, for then it would be possible to see in her the symbol of resignation in the peculiarly Goethean sense; then she could more naturally be taken as a higher potency and allegorical abstraction of the beautiful soul; and, last not least, her astral affiliations as emphasized in the later elaboration of the *Wanderjahre* would seem to develop more smoothly from Goethe's earliest conception of her character.

These thoughts, if accepted, may add to the interest of the following data which suggest the possibility of seeing in the name Makarie instead of the feminine form of Macarius, "the blessed one," a direct development from the Greek μαλαίκα, "softness, gentleness, calmness of the ocean," > μαλακος, "soft, gentle."

³ Conceived in 1807 (?), written in part in 1810 and published in an incomplete version in 1816.

Greek *μαλακία*, borrowed by the Romans at an early time, appears in Latin as *malacia*. Its meaning is delimited by occurrences like that in Caesar, *De bello Gallico*, III, 15: ". . . tanta subito malacia ac tranquillitas exstitit . . ." There must be some difference between *tranquillitas* and *malacia* which would seem to mark the absence of storm and wind, that is, a quiet compatible with some sort of harmonious motion of the sea. In discussing this aspect of the matter, Wilhelm Schmitz⁴ comes to the interesting conclusion that *malacia* may even have tended to become a personification of atmospheric calm: *Malacia*, the Goddess of Quiet; like Makarie, the allegory of quietude.

Meyer-Lübke⁵ takes up Schmitz' discussion and develops that Late Latin, tending to remedy what a plausible popular etymology had to take as an absurd misnomer, created from *malacia* the more expressive **bonacia*. Of this word G. Gundermann⁶ points out that it cannot have been in general use before the 6th century. Its fortune in the modern languages is well known. Meyer-Lübke⁷ gives the complete picture with Italian *bonacia*, French *bonasse*, Spanish *bonanza*, etc.

Meanwhile, as Meyer-Lübke points out elsewhere,⁸ the word in its pre-corrected form did not survive in the romance languages. It persevered, however, in Greek whence the early Romans had borrowed it, ready to be re-borrowed by the later Italians. Having summarized the **bonacia* branch of the *μαλακός* family, G. I. Ascoli⁹ concludes: 'Ma più tardi . . . gl'Italiani, quelli probabilmente del mezzogiorno, ripescarono questa voce nelle acque della Grecia, mantenendone la gutturale e l'accento e solo alterandola per una metatesi.' This is the Italian *maccheria*, of which Ascoli cites also a Neapolitan variant *makkaria*.

Among the various forms of this later appearance in Italy of Greek *μαλακία* as given by Meyer-Lübke¹⁰ there is, by the way, an interesting Sicilian variant with a second metathesis: *karmaria*; but special interest attaches for us to Neapolitan *makkaria*, whence Aragonese *makaria*, and Sicilian likewise *makkaria*, all of which are cited by Meyer-Lübke without accent and all of which he renders as "Meeresstille."

Is it absurd to suggest that Goethe may have heard one of these words in Naples or Sicily and that he may have used it later in his *Wanderjahre* as the proper name *Makarie*, the allegory of mental and cosmic Calm? It is true, some twenty years elapsed between Goethe's sojourn in Southern Italy and his conception of the character of Makarie. This fact does not exactly add to the plausibility of our suggestion but it cannot divest it of all interest. It remains a topic for fascinating speculation and may help to enliven the figure of Makarie who deserves to be recognized more generally as one of the most delicate creations of the older Goethe.

⁴ *Archiv für Lateinische Lexikographie und Grammatik*, VII (1889), 271.

⁵ *Ibid.*, p. 445.

⁶ *Ibid.*, p. 587.

⁷ *Romanisches Etymologisches Wörterbuch*, no. 5254.

⁸ *ALLG*, VII, 445.

⁹ *Archivio Glottologico Italiano*, XIII, 451.

¹⁰ *REW*, no. 5254, 2.

BERICHTE UND MITTEILUNGEN

Modern Language Association

Die *Modern Language Association* trat zu ihrer 58. Jahresversammlung an den drei letzten Tagen des vergangenen Jahres zusammen und zwar in Indianapolis auf Einladung der Universitäten und Colleges im Staate Indiana. Die Beteiligung war zahlreich und lebhaft; und da der Mittlere Westen wieder einmal „an der Reihe“ war, hatten sich begreiflicherweise mehr Kollegen aus diesen Gegenden eingefunden als aus dem Osten. Ein Eindruck, der sich schon in den vergangenen Jahren eingestellt hatte, wurde auch diesmal wieder bemerkbar: mit dem Anwachsen der Mitgliederzahl des Verbandes wird der Charakter der Tagung leicht etwas regional betont, obgleich in der Darbietung von Forschungsergebnissen und im beruflichen Austausch der Verkehr über diese Grenzen hinaus erfreulich lebendig geblieben ist. Trotz der ernsten Lage der Zeit, die gewiß manchen am Kommen verhindert hatte, war die Teilnahme von ruhiger und rühriger Entschlossenheit. Wenn gegenüber früheren Tagungen die gesellschaftliche Seite des Programms etwas zurücktrat, so war die wissenschaftliche Seite sachlich und straff organisiert. Eine Neuerung in verwaltungstechnischer Hinsicht war die Verteilung der einzelnen Sprachgruppen auf verschiedene Hotels. So fanden die Vorträge über englische Literatur, vergleichende Literaturgeschichte und *General Topics* im Hotel Claypool statt, während die der romanischen Sprachen dem Hotel Lincoln, die über deutsche Sprache und Literatur dem Hotel Severin zugewiesen waren. Im Allgemeinen wurde diese Lösung als angenehm empfunden; denn einmal ermöglichte sie die Unterbringung der Mitglieder mit verwandten Interessen unter dem gleichen Dache, sie beseitigte aber auch unliebsame Störungen und vor allem das altgewohnte Gedränge früherer Tagungen, und sie erlaubte schließlich auch denen, die Interessen auf anderen Gebieten hatten, ein gemächliches Hinüberwechseln zu den benachbarten Hotels.

Die Aufstellung der Programme für die einzelnen germanistischen Abteilungen war offensichtlich mit großer Vorsicht und Rücksicht vorbereitet worden. Mit Ausnahme der allgemeinen germanistischen Abteilung, die schon selbst für mehr und umfangreichere Vorträge vorbehalten ist, kamen in den einzelnen Diskussionsgruppen nicht mehr als jeweils drei Arbeiten zur Verlesung, sodaß jedesmal noch Zeit für Diskussionen oder für Berichte von Seiten der Forschungs- oder Bibliographie-Ausschüsse zur Verfügung stand. Gerade diese Berichte, die im Laufe der letzten Jahre aus dem Interessenbereich der einzelnen Diskussionsgruppen und aus der Gemeinschaftsarbeit ihrer Unterausschüsse entstanden sind, werden jährlich wertvoller, je mehr die sich ausbreitende und vertiefende Spezialforschung der amerikanischen Germanistik von europäischen Anstalten und Veröffentlichungen abgeschnitten und auf sich selbst angewiesen ist.

Es ist unmöglich, an dieser Stelle auf die einzelnen Vorträge anders als nur erwähnend einzugehen. Die Tagung wurde eröffnet mit der Sitzung der Germanistischen Sektion. Heinrich Schneider machte auf eine stattliche Reihe bisher unbeachteter Feuilleton-Beiträge Gutzkows zur *Kölner*-

schen Zeitung aufmerksam. Werner Richter besprach die stofflichen Gemeinsamkeiten und strukturellen Unterschiede deutscher und französischer Literatur und lieferte damit einen großzügig-knappen Beitrag zur Wesensbestimmung des deutschen Geistes. Herbert Penzl erörterte die methodischen Voraussetzungen und Grenzen einer phonemischen Analyse der Bühnensprache. Hans W. Rosenhaupt erblickte im Zwiespalt von Leben und Geist das gemeinsame Grundproblem jüngster deutscher Dichtung, mit dem sich auch einander entgegengesetzte Literaturrichtungen in gleicher Weise auseinandersetzen müssen. Zuletzt sprach Melitta Gerhard über Chaos und Kosmos in *Hermann und Dorothea*, wobei sie verstehend Goethes Weisung auf das Gesetz hin mit dem Ablauf und den Bestrebungen neuzeitlicher Kultur zu verbinden wußte.

Unter den Diskussionsgruppen brachte zunächst Deutsch IV (19. Jahrhundert) eine Betrachtung von Stifters historischem und aesthetischem Verhältnis zum Problem des Realismus (Wolfgang Paulsen), eine Untersuchung von Storms stufenweiser Auseinandersetzung mit dem Todes- und Unsterblichkeitsproblem (J. W. Kurtz), eine straffe Gehaltsanalyse des Schuldwegs in Hebbels Tragödien (Wolfgang Liepe). Die moderne deutsche Literatur, Gruppe Deutsch V, war mit Vorträgen über Wiechert, Mann und Carossa vertreten. B. Q. Morgan gab an Hand von zwingend gewählten Stellen eine Stilanalyse von Wiecherts Werk. Frederick Pfeiffer rückte umsichtig Thomas Manns indische Legende in die Entwicklung einer Weltanschauung. John G. Frank versuchte eine literaturkritische Würdigung der Träume bei Carossa. Die Gruppe Deutsch III (Zeitalter Goethes) hatte sich auf Goethe-Probleme beschränkt. Victor Lange arbeitete das geschichtliche und strukturelle Werden von Goethes Romanbegriff heraus. Die zwei kleinen Goethe-Probleme, welche Carl F. Schreiber angekündigt hatte und mit lakonischer Gewandtheit vortrug, erwiesen sich als Beiträge zur Klarstellung von Goethes Anteil an den *Frankfurter Gelehrten Anzeigen* und zur Identifizierung der Persönlichkeiten aus dem Kreise der „schönen Seele“. Über die Einwirkung Goethes auf Ibsen in der Gestaltung des Knopfgießers aus dem *Peer Gynt* sprach A. E. Zucker. In der Gruppe Deutsch II (Deutsche Sprache und Literatur vor 1700) entfielen auf sprachgeschichtliche Probleme zwei Vorträge, auf ideengeschichtliche eine Arbeit. Wolfgang Fleischhauer wies auf verschiedene Ursprünge und Bedeutungsunterschiede in der Geschichte des Wortes „richten“ in althochdeutscher und frühmittelhochdeutscher Zeit hin. R.-M. S. Heffner legte den Bedeutungsunterschied frei im Gebrauche von „können“ und „mögen“ bei Walther von der Vogelweide und gewährte dabei einen anregenden Einblick in die Klarheit seiner Methode. Ludwig Kahn verfolgte das Zusammen- und Auseinanderfallen mittelalterlicher und neuzeitlicher Denkrichtungen in der Literatur des Spätmittelalters. In der Gruppe Deutsch I (Historische Grammatik), welcher der Referent wegen anderer Verpflichtungen leider nicht beiwohnen konnte, warf Carl F. Bayerschmidt die Frage nach einer mittelniederdeutschen Schriftsprache auf, und Heinrich Meyer entwickelte die Begriffs geschichte des Wortes *Gemeinschaft* zwischen 1730 und 1930. Im Anschluß daran führte ein Symposium über deutschen Dialekt in Pennsylvania zur Erörterung dialektgeographischer, lexicographischer und syntaktischer Probleme.

Während so die eigentlich deutschen Diskussionsgruppen sachlich geschlossene Programme zu bieten hatten, kamen Probleme deutscher Literatur vereinzelt auch in anderen Gruppen zur Besprechung. Vor allem ist hier die erfolgreiche Gruppe Vergleichende Literatur VI (Deutsch-amerikanische literarische Beziehungen) zu nennen, die sich den deutschen Beitrag zum geistigen Leben des Mittleren Westens zur Aufgabe gewählt hatte. Arthur Schultz wies geschickt auf die verschlungenen Ideenströmungen hin, welche dem deutschen Einwandererelement eine geistige Richtung gaben. Erich Hofacker skizzierte die interessante Geschichte der deutschsprachlichen Zeitungen, und Karl J. Arndt untersuchte die geistigen und literarischen Interessen des harmonistischen Kreises. Die gleiche lebhaft interessierte Zuhörerschaft dieser Gruppe, die der ganzen Tagung einen harmonischen Abschluß gab, hatte sich übrigens schon am ersten Tage zu einem gemeinsamen Abendessen zusammengefunden, bei dem A. E. Zucker in launiger Weise den Vorsitz führte. Erfreulich war der Bericht, den Herr Zucker ablegte über das Gedeihen der deutsch-amerikanischen Sammlungen der Carl-Schurz-Gesellschaft im alten Zollhause zu Philadelphia, und ermutigend die einführenden Worte des Sekretärs der Gesellschaft, Wilbur K. Thomas.

Schließlich führte auch das Symposium über Romantik (General Topics II) in Bereiche der deutschen Literatur hinüber. Zum gemeinsamen Thema, Realismus in der Romantik, sprachen Kollegen aus dem Gebiete der englischen und italienischen Literatur. Hans Jaeger hatte das Referat über die deutsche Dichtung übernommen, worin er knapp und geschickt das Vorkommen realistischer Elemente in der Romantik aufwies.

Im Ganzen war man sich des Erfolges der Tagung bewußt, wissenschaftlich wie menschlich. Fragen, welche die Zukunft des Sprachunterrichts betrafen in einer Zeit des Weltkriegs und der nationalen Anspannung, waren jedem Teilnehmer gegenwärtig, nicht mehr auf dem Gebiet der Fremdsprachen allein, sondern auf dem der sprachlichen Bildung, Meisterung und Leistung überhaupt. In diesem Sinne sollte der Bericht schließen mit einem Hinweis auf die eindringlichen und würdevollen Worte, "A Guide to the Future", mit denen sich John A. Walz während der Hauptversammlung des Verbandes von der Präsidentschaft der *Modern Language Association* verabschiedete.

Im Folgenden seien die Gruppenleiter und Schriftführer angeführt, die bei der nächsten Versammlung (Washington, D. C.) den Vorsitz über die einzelnen deutschen Abteilungen führen werden:

<i>Group</i>	<i>Chairman</i>	<i>Secretary</i>
Germanic Section	A. E. Zucker	L. M. Price
German I	E. C. Roedder	W. F. Kamann
German II	Robert Herndon Fife	Henry W. Nordmeyer
German III	F. W. Kaufmann	Hans Jaeger
German IV	Paul Graham	Uland E. Fehlau
German V	Hermann J. Weigand	Erich Hofacker
Comp. Lit. VI	H. R. Warfel	

University of Wisconsin.

-Helmut Rehder.

General Session of the American Association of Teachers of German Hotel Severin, Indianapolis, Ind., December 28, 1941

The Tenth Annual Meeting of the American Association of Teachers of German was called to order by the Presiding Officer, Lawrence M. Price on Sunday, December 28, 1941, in the Roof Garden Room of the Hotel Severin, Indianapolis, Indiana.

Several important matters were transacted at the 9:00 A. M. and 5:00 P. M. business meetings, to-wit:

(1) Approval of the Executive Committee's recommendation that Professor *Curtis C. D. Vail* of the University of Washington, Seattle, succeed the late Frank Mankiewicz as *Managing Editor* of the *GERMAN QUARTERLY*.

(2) Approval of the Executive Committee's recommendation that Professor *H. J. Peisel* of the University of Pennsylvania, Philadelphia, act as *Assistant Treasurer* and *Assistant Business Manager*. The office carries no compensation for the present.

(3) Approval of the revisions in the Constitution and By-Laws of the A. A. T. G. Professor Hermann Barnstorff, Chairman of the committee presented the changes recommended. All of the changes were approved except the one providing that the term of office of the President and of the three Vice-Presidents be extended from one to two years.

(4) Election of Professor *E. W. Bagster-Collins* to Honorary Membership in the A. A. T. G.

(5) Adoption of a resolution submitted by the Committee on Resolutions (Professors Whyte, Chairman, Diez, Keil) and expressing the deep regret of the members of the A. A. T. G. at the death of Professor Frank Mankiewicz, one of the most outstanding and most active members of our Association. The text of the resolution is to be printed in the *GERMAN QUARTERLY*.

(6) Acceptance of the report of the Secretary that the National Commission on Cooperative Curriculum Planning has finished its labors and that the statements by each of the twelve national organizations in the shape of a twenty-page article from each are now available in a joint volume (*The Subject Fields in General Education*, published by Appleton-Century, 1941). The Chapter on Modern Foreign Language was prepared by Professors Russell P. Jameson of Oberlin College, Miss Lilly Lindquist of Wayne University and Charles M. Purin, University of Wisconsin in Milwaukee.

(7) Acceptance of the Treasurer's Report, which had been previously audited and which will be printed in the *GERMAN QUARTERLY*.

(8) Professor Diez raised the question whether it would not be desirable to work out a uniform style in those instances when we quote titles of German publications in English; e. g. The following passage appears in "Der Völkische Beobachter" or shall we say in "Dem Völkischen Beobachter."

Professor Reinsch moved that the Executive Committee take this under advisement. The motion was carried.

(9) The Program Committee, consisting of Professors William R. Gaede, George F. Lussky, R. O. Röseler, Edwin H. Zeydel, and John L.

Kind (chairman), should be congratulated on their success in having prepared one of the best, most informative, and most interesting programs that the A. A. T. G. has ever had.

The following papers were read:

Morning Session:

"An Undergraduate Seminar in Criticism", Heinz Guradze,
Drury College.

"Chronic Ailments of Textbook Makers", Stuart Atkins, Harvard University.

"German Loan Words in America since 1930", Karl F. Koenig, Colgate University.

Afternoon Session:

"The Problem of Third-Year College German", John A. Hess, Ohio University.

"Characteristics of Austrian Literature", Eric C. Kollman, Parsons College.

(10) The officers for 1942, as reported by the Ballot Committee (Professors Burckhardt, Appelt, and Schneider) are as follows:

President, *George Danton*, Union College, Schenectady, New York.
First Vice-President, *A. E. Zucker*, University of Maryland, College Park, Maryland.

Second Vice-President, *Jacob Hieble*, Michigan State University, East Lansing, Michigan.

Third Vice-President, *Henrietta Way*, Fairfax High School, Los Angeles, California.

Secretary, *Charles M. Purin*, University of Wisconsin, Milwaukee, Wisconsin, until 1945.

Treasurer, *Gunther Keil*, Hunter College, Kingsbridge Station, New York City.

Assistant Treasurer, *Herbert H. J. Peisel*, University of Pennsylvania, Philadelphia, Penn. (appointed by the Executive Committee.)

Additional Members of the Executive Council

Otto C. Hahn, Oneida Central High School, Oneida, New York.

William J. Mulloy, University of California at Los Angeles, California until January 1, 1943.

Henry W. Nordmeyer, University of Michigan, Ann Arbor, Mich.

Max Diez, Bryn Mawr College, Bryn Mawr, Pennsylvania, until January 1, 1944.

O. S. Flessner, Wells College, Aurora-on-Cayuga, New York.

Gilbert C. Kettelkamp, University High School, Urbana, Illinois, until January 1, 1945.

Lawrence M. Price (honorary) University of California, Berkeley, California, until January 1, 1945.

Managing Editor, *German Quarterly* (ex-officio).

—C. M. Purin, Secretary.

The Paul Ernst Society of America

The Paul Ernst Society of America held its fourth annual dinner and program meeting December 31, 1941, at the Hotel Severin, Indianapolis, with fifteen present at the dinner and twenty at the meeting.

In the absence of the president, Professor Camillo von Klenze, and of the vice-president, Professor George Madison Priest, Secretary-Treasurer, presided.

The first business of the meeting was the election of officers. The slate presented by the nominating committee consisting of Hubert J. Meessen, Chairman, Karola Geiger, Louise Rodenbaeck, was accepted by unanimous vote:

Honorary Past President, Professor Camillo von Klenze, New York.
President, Professor A. B. Faust, Cornell University.

First Vice-President, Professor George Madison Priest, Princeton University.

Second Vice-President, Professor Ernst Rose, New York University.
Secretary, Professor Jane F. Goodloe, Goucher College.

Treasurer, Mary Elizabeth Hall, Cand. phil., Columbia University.

Advisory Board: Professor Ernst Jockers, University of Pennsylvania, Chairman, Professor Fritz Mezger, Bryn Mawr College, Professor Fred B. Wahr, University of Michigan.

Bibliography and Research Committees: Professor Hans Boening, Wayne University, Chairman, Dr. Alexander Gode-von-Aesch, Mt. Vernon, N. Y., Professor Fritz Semmler, Long Island University, Miss Harriet P. Turner, Enoch Pratt Free Library, Baltimore.

Membership Committee: Dr. Henrietta Becker von Klenze, Chairman, Professor Eugen H. Mueller, Ohio University, Professor Friedrich-Karl Richter, Illinois Institute of Technology, Professor Elizabeth Rossberg, Milwaukee-Downer College.

Nominating Committee: Professor Jane F. Goodloe, Goucher College, Chairman, Dr. Adolph C. Gorr, University of Pennsylvania, Professor Mary Saleski, St. Lawrence University.

After the election of the officers and committees it was decided (1) to raise the annual dues from \$2.50, the bare price of the *Jahrbuch*, to \$3.50 in order to have a treasury for current expenses, primarily for the advertisement of the program in the MLA Program; (2) to mimeograph for sale to anyone interested the Wilemszcik-Kutzbach bibliography of "all the works of Paul Ernst that appeared in book form prior to his death (1933), indicating with an asterisk all items in Miss Goodloe's collection so that those interested would have in addition to the bibliography the information as to what items are available for borrowing, cost, presumably, \$.50 plus postage; (3) to mimeograph for sale also Miss Goodloe's supplementary bibliography of posthumous publications, of journal articles, both by and about Paul Ernst, and dissertations, indicating by an asterisk all items available for borrowing, cost, presumably, \$.75 plus postage; (4) to reproduce some photographs of Paul Ernst for sale, the set of six ($3 \times 4\frac{1}{2}$) for \$1.00. [Since the meeting the Secretary has located the following volumes by Paul Ernst for sale at the prices given: 2 *Grundlagen der neuen Gesellschaft* (\$3.75 each), 1 *Tagebuch eines Dichters* (\$2.80),

1 Tagebuch eines Dichters (\$2.80), 1 unbound used copy of each of the following: Liebesgeschichten, Romantische Geschichten, Komödianten- und Spitzbubengeschichten, Geschichten von deutscher Art (\$1.00 each) plus postage.]

From Professor von Klenze's paper entitled "Why It Is Imperative for the American Teacher of German to Know Paul Ernst's Message", read at his request by Miss Mary Elizabeth Hall, we quote the following excerpts for the sake of those not present at the meeting

"The importance for the American teacher of German of acquaintance with the art and thought of Paul Ernst resides in the fact that never were our students more in need of contact with an inspiring and challenging personality and of one who, at the same time, represents the reaction in German Literature against "mere realism".

Ernst's childhood and period of maturity (born 1866, died 1933) were passed in an epoch which seemed to most observers, both native and foreign, one of the most brilliant in the history of Germany. Yet Paul Ernst discerned, under the glittering surface of the life about him, seeds of decay and even threat of collapse: overemphasis on wealth, a self-satisfied wordliness and on the other hand trust in unhealthy social nostrums. In his view, the literature of his day — which he often criticizes far too harshly — lacked utterly those elements of uplift which alone could arouse his generation. The world, he was convinced, needed a new vision of life and literature which, in contrast to the regnant Realism and Naturalism of his day, would be free from exaggerated interest in the morbid, the decadent, the commonplace: a literature imbued with the spirit of distinction, of heroism, of faith.

Today in America also a new orientation in a changing world is called for in recent works, such as, Mr. Van Wyck Brooks' 'Opinions of Oliver Allston' (1941).

A few practical hints to teachers not intimately acquainted with Paul Ernst's life and work may not come amiss.

Of the twenty-six volumes of Collected Works, a few may be selected to illustrate our meaning. To those who lack time or opportunity to read the detailed autobiographical 'Jugenderinnerungen' and 'Jünglingsjahre' we recommend a study of the 'Nachwort' to Paul Ernst's first novel 'Der schmale Weg zum Glück'. This epilogue which was appended to the edition of 1926, contains in condensed form a resume of his life and of the development of his thought. Far more easily accessible and most useful as an introduction to the study of Paul Ernst is the excellent article 'Zur Einführung in Paul Ernst's Werke' (*Monatshefte für deutschen Unterricht*, Jan., 1940) by Professor Jane F. Goodloe of Goucher College. . . . A more general introduction to Paul Ernst as writer and thinker appeared the following year in *Books Abroad* by Dr. Henrietta von Kenze. . . .

In summing up we may say that, in spite of limitations and inhibitions, Paul Ernst reveals himself to the careful student as one of the most dynamic minds of Germany in the last fifty years.

Conclusion. In laying down my office as President of the Paul Ernst Society of America, I should like to express my sincere appreciation of the honor that has been conferred upon me during the past year and to

congratulate the Society upon the selection of Professor A. B. Faust as my successor.

I wish the Society a successful New Year and to all of you that happiness which in these tragic times can best be achieved by the cultivation of the 'metatragic' spirit of Paul Ernst.

All inquiries regarding membership and information, regarding borrowing and purchase of available material should be addressed to the Secretary of the Society,

Jane F. Goodloe, Goucher College, Baltimore, Md.

South-Central Modern Language Association

The second annual meeting of the South-Central Modern Language Association, held at Dallas, Texas, on Friday and Saturday, October 31—November 1, 1941, was, from a Germanistic point of view, a most encouraging event in a world rather bare of occasions for optimistic feelings. The meetings of the two German sections were attended by more than forty Germanists — an attendance that equalled that in French and that in Spanish. In view of the importance of the latter languages in Louisiana and Texas, the states furnishing the greatest attendance, the showing of the German sections caused justifiable pride. Also, the fact that one of the two guest speakers before the general meetings of the Association was Hermann J. Weigand, of Yale, undoubtedly contributed to the feeling that German studies in the South-Central region received a positive stimulus from the meeting. Professor Weigand spoke on a medieval topic, "The Seventy-Two Languages of the World," and succeeded admirably in capturing and holding with his scholarship and wit the attention of an audience composed of members from all modern language fields.

At the organization meeting in Shreveport, Louisiana, last year it was decided to elect one set of officers for the two German sections. Those elected were Heinrich Meyer (Rice Institute), chairman, and Karl J. Arndt (Louisiana State), secretary. Because of Professor Arndt's absence on research leave, Gilbert T. Jordan (Southern Methodist) acted as secretary for German II, and A. T. Moehlenbrock (Tulane) as secretary for German I. The doubling of attendance at the Dallas meeting resulted in the election of separate officers for the two sections, which will, however, have a common advisory committee composed of A. D. Schuessler (Southern Methodist), Robert T. Clark, Jr. (Louisiana State), and Gerhard Loose (Colorado). The new officers are: for German I, John T. Krumpeleman (Louisiana State), chairman, and Gilbert T. Jordan (Southern Methodist), secretary; for German II, Paul G. Schroeder (Colorado), chairman, and William Kurath (Arizona), secretary.

The program of German II at Dallas consisted of a symposium, held Friday morning with Chairman Meyer presiding. The general topic, "Experiences with Literature in the 1920's", was designed to elicit from the symposiarchs a series of personal experiences illustrative of the approach to literature in general. Those participating were: Gerhard Loose (Colorado), Sister Ludmilla M. Huger (Incarnate Word College), Hans Rosenhaupt (Colorado College), Wolfgang Paulsen (Southwestern, Memphis), Therese Stengel (Colorado College), Werner Peiser (Loyola of the South).

The meeting of German I, on Saturday morning, consisted of the reading and discussion of prepared papers. Paul G. Schroeder (Colorado), in his paper entitled "Linguistic Problems", discussed the interesting topic of the relations of logical syntax and language. Gilbert T. Jordan read on "Harsdörffer's *Frauenzimmergesprächsspiele*," assisted by lantern slides which brought a new insight into the mechanics of seventeenth century staging. Robert T. Clark, Jr., treated "Herder's Farewell to Aesthetics", with special emphasis on the *Kritische Wälder* and *Reisejournal* as reflecting Herder's growing disgust with the abandonment by his contemporaries of a scientific approach to aesthetics. John T. Krumpelmann (Louisiana State), in his paper "Schiller and St. Joan of Arc", drew very interesting parallels between the heroine of *Die Jungfrau von Orleans* and the chief figures of the Christian religion and pointed out further parallels between the dramatic action and the Christian mysteries. The final paper, by A. E. Lussky (Arkansas), entitled "Romantic Irony", dealt with the three definitions given by Friedrich Schlegel of romantic irony. Professor Lussky traced the concept of "Willkür" as it occurs in Schlegel's reaction to Shakespeare's unlimited discretion in respect to characterization, to Goethe's self-parody and mockery of his auditors, and to Tieck's extreme caprice.

The third meeting of the South-Central Association will be held in New Orleans, at the invitation of Tulane University, next October 31—November 1.

Louisiana State University.

—Robert T. Clark, Jr.

BÜCHERBESPRECHUNGEN

Lotte in Weimar,

Thomas Mann, Stockholm, Bermann-Fischer, 1939, 450 pp.

"Lotte in Weimar" concerns the real Lotte Buff whom Goethe made the heroine of his novel "Werther." Thomas Mann brings her to Weimar forty-four years after the meeting with Goethe which inspired "Werther," ostensibly to visit her sister, actually to encounter Goethe. But Lotte does not see Goethe at once. Through one interview after another with those close to Goethe — Riemer, his secretary; Adele Schopenhauer, bosom friend of his son's fiancée, Otilie; and August, Goethe's son — she hears from all sides about the great man. Then, even at the dinner party which Goethe arranges in her honor, she does not really confront him. It seems she will leave Weimar without seeing him, until at the very close he is found sitting in the coach sent to fetch her from the theater.

Lotte talks with friends of Goethe and

finally with him: that is all the action of "Lotte in Weimar," as story material scarcely adventuresome. Nor has Mann "stepped up" his subject in the manner of popular romanced biographies. Rather with philological nicety and with his own inimitable ironic delight in detail he fills in the traits of the older Goethe's portrait. What savoring of the Weimar situation! Riemer emerges as the pedant asserting himself in the face of genius by preaching spelling, as the commentator assuring his self-importance by exclusive inside information and as the confirmed bachelor achieving independence by marriage. Adele Schopenhauer reveals herself and Otilie as charming school girls worshipping greatness in Goethe, but more immediately thrilled by martial heroism in the person of a handsome, blond Prussian soldier, whom fate delivers, romantically wounded, into their care. August is both solemnly pompous beyond his age and dissipatedly weak in the shadow of his father's admired posi-

tion. Evoked by their revelations, Christiane Vulpius lives again, shocking Weimar narrowness by her healthy, lower-class vulgarity. Lotte's own pride in her part in Goethe's life betrays itself when she protests her importance compared with Friederike, Lilli and Maxe de La Roche. The aged wobbling of her head contrasts merrily with the dress she chooses to don in her old age, copied after the one she had worn in "Werther" days, from which even the bow she once gave the young Goethe as a token is still significantly missing. The plainness of her old-maid daughter, whom she pretends Goethe must meet, jars ludicrously with Goethe's habitual, complimentary gallantry. Yet, evident as is Mann's delight in these foibles, he rather minimizes them with sympathetic humor and ironic understatement.

Realistic as are these single traits, the book has an artificiality of construction. The successive dialogues are wholly unnatural as events and wholly successful as essays. From a realistic viewpoint of human consistency one may well doubt the rightness of the conclusion: Does Goethe really condescend to Lotte's romantic level and, in spite of his gout and her wobbling head, lurk at long last in the shadows of the coach? Or is he but the dream figure of an ideal dialogue? The style, too, is two-sided; skillfully reminiscent of the eighteenth century and Goethe's own work, yet it occasionally cracks with some evident modernism.

However, behind both story and characterization is concealed a deeper meaning. Lotte seeks almost unconsciously a reckoning with Goethe. Literature and life appear again, as in so much of Mann's work, as antagonists. Riemer formulates best Lotte's questioning when he quotes a saying of Goethe's: "A poem is really nothing. A poem, you know, is like a kiss that one gives the world. But from kisses no children are born." Lotte questions the peculiar moderation of the poet, who stops short at a kiss and renounces what life really offers. Why did Goethe content himself with mere admiration of another man's bride, Kestner's Lotte? Why was he happy with only silhouettes of Lotte's children without ever wishing to meet them? How could he, time and again, pass close to Frankfurt without once breaking his vacation trip to visit his mother? And other examples of the sort make Lotte wonder at the poet's peculiarly renunciatory relation to life.

On the other hand, literature trespasses

on life. Goethe's greatness absorbs Riemer, influences Ottolie to marry August, warps August's existence within his own younger generation and even intrudes upon Goethe's own life with material concerns. For this is no longer the same symbol, literature, which opposed life in Mann's earlier Novelle "Tonio Kröger." There literature meant conscious perception as contrasted with naive enjoyment, artistic charlatany against bourgeois solidity. Here literature has achieved the fulfillment of greatness and is bound by the bourgeois cares of life: the details of an edition, the avoidance of municipal taxes, arrangements for a dinner party, even the bulk of a more pompous abdomen. And, whereas in "Tonio Kröger" the poet suffered in the face of life, in "Lotte in Weimar" an old woman who has lived, charges against the great poet Goethe that life burns as a sacrifice on the altar of literature. The roles seem reversed; unlike Tonio Kröger and like the subject of Mann's essay "Goethe und Tolstoi", Goethe represents rather the "naive" than the "sentimental" man. His answer to Lotte's accusation is mystical. Just as Hans Castorp visualized oneness between life and death, multitude and individual, so Goethe sees the poet as the sacrifice burning for humanity, and youth and age, people and poet seem to him all-one.

Both Tonio Kröger and Hans Castorp transcended their roles, and their problems were universally human. Goethe remains, as a subject, biographic, historical, specific. Even the witty detail of the Weimar scene and the ironically classical flavor of the style cannot be appreciated by the large public of Mann's other works; however numerous within the boundaries of German culture, the book's educated readers will necessarily be even fewer in this country. Those specially trained in the facts back of the novel, the philologues, may be the very ones to protest the interpretation of Goethe in terms of Mann's ideology. Thus, "Lotte in Weimar," charming as is its reconstruction of a period in Goethe's life, remains a book for the few.

—Marjorie Lawson

Oberlin, Ohio.

William Byrd's Natural History of Virginia, or The Newly Discovered Eden. Edited and translated from a German version by Richard Croom Beatty and William J. Mulloy. Richmond, Va., The Dietz Press, 1940. xxx, 109 pp.

The History of the Dividing Line and the two accounts of his journeys to his land-holdings in western Virginia and North Carolina long ago established Colonel William Byrd as the most engaging Southern colonial writer. The discovery, decoding, and publication recently of considerable portions of his *Shorthand Diary* add measurably to our knowledge of his character. The addition of this translation of Byrd's hitherto almost unknown *Natural History of Virginia*, although in itself a short work, is all the more welcome because it affords interesting materials from which to deduce more data than have been available regarding Byrd in his more practical economical relations, besides supplying a wealth of information on physical Virginia of the early eighteenth century. The book is of especial significance as an example of immigration-promotion literature designed to attract settlers from Switzerland or to divert Germans from "miserable and unhealthful" South Carolina and Georgia, and to lead them to a strip of 20,000 acres along the Roanoke, denominated by Byrd as the "Land of Eden," so-called because of its Eden-like characteristics and also because it had been acquired, for 200 pounds, from Governor Eden of North Carolina.

Inherited debts, a fine house, expensive habits, a ruinous single-crop agricultural economy, and unstable colonial policies kept Byrd "in the grype of an usurer" despite his 180,000 acres of choice Virginia lands, and led him, by 1736, to contemplate selling off his land. He sent forth glowing letters descriptive of the Roanoke tract, at the same time offering handsome gifts to Swiss and German settlers; but the first colony was diverted to South Carolina, another went elsewhere, and a third was shipwrecked. Byrd did not easily give up. He had resolved to have no more Scotch-Irish swarming over his fair lands "like the Goths and Vandals of old." None would do but Swiss or Germans, who were known for their skill in diversified farming, and who would serve as a check to the Catholic French of the interior. Accordingly he prepared for the Helvetic Society of Bern a natural history of Virginia, which, when translated by Samuel Jenner and printed in German (Bern, 1737), made a 228-page duodecimo volume.

Jenner acted as agent for the Society to purchase 33,400 acres at 6,000 pounds, 3000 of which seem actually to have been

paid to Byrd. Details concerning this transaction, including the contract and Byrd's receipt (which he signed inaccurately as "Wilhelm Vogel, President of the High Council of Virginia") were printed as an appendix. But again the plan fell through; and when Byrd died in 1744, he died wealthy in learning and grace and rich in land but not far from poor in ready cash.

Byrd's description of Virginia — her climate, inhabitants, government, religions, trade, industries, monetary system, plant and animal life — was grandiloquent enough to have met with success in drawing settlers; he put the best construction possible upon facts as they obtained; he avoided downright misrepresentation, and consequently produced a unique book of the kind to which it belongs. It remains today an informative source on the natural history of early eighteenth-century Virginia — a document full of implications for the historian of Virginia as well as for the student of German-American cultural relations.

The volume, as prepared by Professors Beatty and Mulloy, contains both the German version of Jenner and the editors' re-translation of it into English. Byrd's original manuscript appears to be lost.

—Henry A. Pochmann
University of Wisconsin.

Literary Scholarship, Its Aims and Methods,

Norman Foerster, John C. McGalliard, Rene Wellek, Austin Warren, and Wilbur L. Schramm, University of North Carolina Press, 1941.

Like Pope's *Essay on Criticism* this new collection of essays, each by a man well recognized in his field, seeks after no novelty, content to repeat "What oft was thought, but ne'er so well express'd." From this point of view the total impression might be considered rather disappointing. There is, however, no room for much originality in a book of this kind. The writers have aimed, against a background of historical development in the several fields, to give an organized discussion of the problems in the humanities, particularly literature, which, as they conceive them, face the American universities today. They feel that central at the core of the trouble is the divorce of inductive method and artistic synthesis, or to put it another way, the clash of facts and values. American higher education in

the humanities has become so far engrossed in the accumulation of factual data as to forget that it is dealing with materials of art and life. The spirit of literary scholarship in its richest sense has failed before the spirit of scientific research.

The opening essay by Mr. Norman Foerster is devoted to a general statement of this problem. He analyzes the causes of the division between research and criticism, separates literary study into four branches — language, literary history, literary criticism, and imaginative writing — and proposes an educational program which, beginning with secondary school and going through graduate work, may serve to reunite these four branches into a balanced whole by subordinating science (linguistics and literary history) to art (imaginative writing and literary criticism). Thus Mr. Foerster's essay acts as both introduction and excuse for the four supplementary essays.

Mr. John C. McGaillard's "Language" is a clearly developed if somewhat long account of the growth and province of linguistic science. He begins his essay with a well-timed criticism of the overinterpretations of the so-called new school of popular semantics. As a conclusion Mr. McGaillard tries to suggest how the study of linguistics may be integrated with the fields of criticism and imaginative writing.

"Literary History" by Mr. René Wellek I found a disturbing essay in its present context. The difficulty, I think, lies in the fact that Mr. Wellek seems much more concerned with the importance of an exclusive approach to the problem of literary history than with an attempted combination of literary history with any or all of the other three types of literary study. Now while this single-minded purpose is necessary if we are to have the best sort of literary history, the emphasis seems rather misplaced and misleading in relation to the aim of the volume as a whole.

The first two parts of the fourth essay, "Literary Criticism" by Mr. Austin Warren, are devoted to a discussion of the two "popular methods of criticism," aesthetic, formal, or technical criticism and ideological criticism, their differences, their champions, and their possible reconciliation. In part three Mr. Warren turns our attention to five categories of critical standards, and in the concluding section discusses the close ties of literary criti-

cism with the other fields of literary study.

Mr. Wilbur L. Schramm's essay on "Imaginative Writing" completes the body of the volume. From a strict point of view it is difficult to see the exact place which the subject of "imaginative writing" occupies in the problem of "Literary Scholarship." It is rather like including the end among the means or lumping the problem to be explained with the explanation. Linguistics, literary history, and literary criticism are the tools; imaginative writing is the body upon which they have been fashioned to operate. To confuse them needlessly is only to embarrass them both. It is on this point, I feel, that Mr. Schramm's argument for further academic recognition for imaginative writing must stand or fail. So far as the present writer is concerned it falls, in spite of the fact that Mr. Schramm says well some stimulating things. His argument that contact between the artist and the research student is going to result in better writing on the part of the research worker is, it seems to me, merely wishful thinking. If years of reading the best that English literature has to offer does not give a research student a feeling for style, no amount of exposure to the half-fledged prentice work running on about him is going to do so. An argument which Mr. Schramm does not face is the unfortunate effect which the all too frequent dilettantism of the would-be creative writer has on the morale of the "scholarship" student. The more material result would be the lowering of graduate standards — more degrees with less "stuff" in them — a tendency already too marked from other causes.

For the more or less experienced student I feel that this book has little to offer, except perhaps as a useful reference survey. But for the student just entering graduate school it should prove of very great value. Indeed I know of no better single volume to give that student some grasp on the new world that lies just ahead, its breadth (and density), its difficulties, and its rewards.

Notes to the several essays are lumped in a body following Mr. Schramm's essay — the modern method and a most pernicious one. Mr. Wellek has prepared a very valuable bibliography of twentieth-century monographs and books on the general subject of literary scholarship. This list is in many ways one of the most important contributions of the volume.

The appearance of an index in a collection of this kind deserves honorable mention.

—Gwynne B. Evans

University of Wisconsin.

What Nietzsche Means.

George Allen Morgan, Jr. *Harvard University Press XVIII + 408 pp. \$4.00.*

"I turned to Nietzsche", says Professor Morgan, "as to an oasis of life in the desert of the post-war period. Amid the sands of humanitarian optimism, when western civilization was a foolish ostrich, he met my thirst for a mind fresh and fearless and deep. The present volume is a by-product of my sojourn written that men of good will may drink more freely at the same spring."

The author has siphoned off and bottled some of the water which so refreshed him. The packaged article is a good deal clearer than the original but (and what book on Nietzsche is not?) somewhat flatter in taste. What distinguishes Professor Morgan's wares, however, is that he has resisted every temptation to add artificial flavor and coloring matter. The book is as neutral and objective an analysis of Nietzsche's thought as it is possible to get. In this connection it should perhaps be noted that the Olympian tone of the passage quoted above is confined to the preface. Professor Morgan is much more cautious and restrained with Nietzsche than he is with western civilization.

What the author has done is to provide a valuable manual for students who want to work hard at Nietzsche's doctrines. His chapters on the Will to Power, Morality, Aesthetics and Eternal Recurrence are excellently wrought and carefully documented. Anyone who has tried to formulate a clear picture of these views by bringing together Nietzsche's scattered and always elusive statements will appreciate the difficulty of the task Professor Morgan had before him. The result is that the reader is more often than not convinced that he is really getting what Nietzsche means and not what Professor Morgan thinks he means. This effect is strengthened by the author's procedure of letting Nietzsche do his own talking a good part of the time.

Professor Morgan has included only a minimum of biographical material and in general does not relate Nietzsche's thought to his life or times. Realizing that this may bring forth criticism, he has defended himself in the Preface. He says

that externals of this sort more often than not interfere with deeper insight. It is true that this method of criticism is a favorite of those who lack insight but it seems to me that Professor Morgan goes to the opposite extreme of assuming his subject to have been always and completely rational. An understanding of the life and setting in which the thinking went on is often useful for distinguishing reasoning from rationalizing. As Professor Morgan says, Nietzsche's thought was always "tied by a secret thread to the living issues of the day". It is characteristic of the author's attitude that he makes the tie something tenuous and subtle. He seems to fear that if he made it as durable as a rope it might turn into a hangman's noose.

Another omission is criticism and appraisal. Professor Morgan is content to collate and analyze. This has great virtues — but the work intends to present a man whose "thought is terribly alive in the agonies of our time," which carries with it some responsibility. One of the most valuable things about this book is the thoroughness and understanding with which the biological and psychological foundations of Nietzsche's doctrines are made clear. It would have been a still greater contribution to have considered the extent to which these doctrines have been affected by later developments in biology and psychology.

A third omission is trivial, but it was somewhat surprising to see Vaihinger's commentary left out of what is called a "Select Bibliography".

—Frederick Burkhardt
University of Wisconsin.

Königin Luise,

von Seydewitz. *Cambridge German Contact Readers. New York, MacMillan Co. 218 pages, 35 cents.*

This short story by the Baroness Seydewitz about a great Prussian queen has a charming appeal that cannot escape our American students, whose interest in European history is keener today than ever before. The Napoleonic Period offers so many enlightening explanations for the background of the present struggle for power, that the events alone will hold the reader's attention. Aside from the historic facts, however, and giving the book its true value, is the brilliant characterization of the woman and queen, Luise of Prussia. From her girlhood years that brought occasional visits to Frau Goethe in Frank-

furt, to her historic appeal to Napoleon for a just peace, Luise's life was full of love and devotion for others, selfless service for her country.

The appended "Zeittafel," Notes and Genealogical Tree supply all necessary facts for easy comprehension of the narrative, while the vocabulary of over 2000 words is concise and complete enough for its purpose. It does not give the Ab-laut of strong verbs nor the plurals of nouns, but for a book intended for rapid reading this omission can be justified. The scant page of exercises neither adds to nor subtracts from the worth of the text. This reader might profitably be used during the early third semester in College or late second year in High School, its appeal being equally strong for either group. This newest of the Cambridge Contact Readers deserves consideration.

—Frieda A. Voigt

Univ. of Wisconsin, Milwaukee Center.

Graded German Short Stories,
edited by Curtis C. D. Vail, University of Washington. Oxford University Press, New York, 1941. 240 pp. (140 pp. text) \$1.25.

The short stories referred to in the title are the old favorites: *Germelshausen*, *Immensee*, *L'Arrabbiata*, and *Höher als die Kirche*. The editor believes that "the most popular *Novellen* of nineteenth-century German should form a part of our German curriculum." Since their sentence structure and extensive vocabulary make them too difficult for the majority of students to read with pleasure and profit he has edited them to conform more closely to the students' early training and preparation. The stories are graded according to difficulty in the above order.

The editing process consists in eliminating, as far as possible, vocabulary items which do not appear in the AATG word lists. Where this is impossible the meanings of such words are given in italics in parenthesis in the body of the text. Secondly, words on the intermediate level of the AATG list, or derivatives of them, are translated in a footnote the first time they occur. Thirdly, difficult constructions and expressions are replaced by simpler ones. It is taken for granted that the student knows the words on the elementary level of the AATG list and the first year high school level of the New York State *Basic German Word Lists*. Words in these last lists as well as those

which have been given in the footnotes and in parenthesis in the text are given in the general vocabulary at the end of the book. The editing process made possible controlled deletions, replacement of them by words of greater frequency, and repetition of many of them. The editor states that in *Höher als die Kirche*, for example, over 300 deletions of difficult words were possible.

A comparison of the original *Immensee* text with the revised one revealed the following changes in the first chapter: Rohrstock becomes Stock; Abendsonnenduft, Abendsonnenschein; Hausdiele, Hausgang; Schall der Türglocke, Läuten der Türglocke; Guckfenster, ein kleines Fenster; Pesel and Repositorien are omitted; schwerfälliger Lehnstuhl mit rotem Sammetkissen becomes großer Lehnstuhl; die Gemälde, die Bilder; der helle Streif, der helle Schein; schlicht, einfach.

Generally speaking, the substitutions which replace difficult expressions are apt and make the comprehension of the text much easier. A criticism of some of the simplifications is very difficult because no two editors could agree on what they should be. One, less fortunate than most, is: "Er sah auf ihr (the hand) jenen feinen Zug geheimen Schmerzes, der so oft an schönen Frauenhänden zu merken ist, die nachts auf krankem Herzen liegen" for ". . . der sich so gern schöner Frau-hände bemächtigt, . . ." What would you do with it? Another: "Sie hatten ihre Instrumente auf dem Boden liegen" for ". . . auf dem Schoße liegen". Or: "indem sie mit ihren schwarzen Augen in die seinen blickte" for "indem sie ihre schwarzen Augen in die seinen heftete".

An appendix supplies *Notes* with page and line references, however, the presence of a note in the appendix is not indicated at the point of difficulty in the text. There is a section of *Fragen* which may be handy for home assignments. A third section, entitled *Exercises*, presents some twenty-six pages of English sentences for translation. A feature of these sentences is that they are made up almost entirely of idioms from the Hauch list. To your reviewer many of them seemed too difficult for practical and extensive use at the level at which the book will be read. An example: "You can tell at a glance that the young man who is walking along the road on this autumn day is an artist."

These criticisms are not intended to detract from the general and utility value

of the book. There is no doubt that the editing process has made these *Novellen* easier for the student to read, and has increased the teaching value of the vocabulary. College teachers, (I doubt the advisability of reading *L'Arrabbiata* and *Höher als die Kirche* in high schools) who like to use these four old favorites, will find this edition a carefully worked, attractive, reasonably priced text-book.

*Shortridge High School,
Indianapolis, Indiana.* —Lester F. Groth

Von deutscher Art,
berausgegeben von Gustav Fochler-Hauke. Deutsche Akademie, München, 1939. 130 S.

Nach dem Geleitwort handelt es sich bei diesem Buche um eine Festschrift zum 65. Geburtstag des Ministerpräsidenten Ludwig Siebert, der Präsident der Deutschen Akademie ist. Herausgeber ist der Direktor der Akademie. Der Zweck der Schrift ist, das deutsche Wesen zu zeigen, wie es sich in Architektur und Kunst, Musik und Dichtung, Wirtschaft und Technik, Landschaft und Sprache zeigt. Von 10 Verfassern, darunter Namen, die man im Schrifttum der Gegenwart öfter findet, sind folgende Aufsätze vorhanden: Von Sprache und Volksartung, Deutsche Dichtung, Deutsches Bilden und Bauen, Vom Wesen deutscher Musik, Die Gestalt des Erziehers im neuen Staat, Deutsches Soldatentum, Der Deutsche und die Technik, Deutsche Wirtschaftsführer, Die deutsche Stadt und Vom Antlitz der deutschen Landschaft. Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, daß der nationalsozialistische Standpunkt in den einzelnen Aufsätzen in verschiedener Stärke zum Ausdruck kommt, je nach der Einstellung des Verfassers und bedingt durch das Thema. Der Ausländer, der versucht, unvoreingenommen das Buch zu lesen, um einmal den deutschen Standpunkt aus erster Hand kennen zu lernen, wird manchmal wünschen, die Verfasser hätten mehr Beweise für ihre Auffassung angeführt, weniger doktrinär gesprochen und sich in einzelnen Fällen einer Sprache bedient, die auch dem leicht verständlich ist, der das Deutsche als Fremdsprache gebraucht. Einige Aufsätze, z. B. der über den Erzieher im neuen Staat, sind recht aufschlußreich. Andere, genannt seien der über die deutsche Stadt und der über die deutsche Landschaft, sollten für jeden interessant und lehrreich sein, der sich für diese Themen erwärmen kann. Außer dem Lichtbilde des

Ministerpräsidenten sind fünf Kunstdrucke beigelegt, die eine wertvolle Belehrung des Buches bilden.

University of Rochester. —E. P. Appelt

Learning German from Modern Authors,

Ruth Buka. Macmillan Co., New York, 1939. 262 pp. \$1.60.

Lehrt den Studenten nicht schlechtes Schuldeutsch, sondern die idiomatische Sprache der Deutschen; baut eure Übersetzungsübungen nicht auf erkünstelte Geschichtchen, sondern auf gute Abschnitte aus zeitgenössischer Literatur auf: dann werdet ihr die Schüler fesseln und ihren Arbeitswillen wecken! . . . Das ist die Idee des Buches.

Es enthält in 35 Abschnitten ca. 50 Seiten aus den Schriften von 12 beliebten, modernen Autoren. An jedes Kapitel angeschlossen ist ungefähr eine Seite daraus ausgewähltes Übersetzungsmaterial, das den Studenten lehrt Heiteres, Ernstes, Dramatisches und Poetisches in korrektem Deutsch auszudrücken. Weiter folgen jeweils Anmerkungen, Fragen, idiomatische Hinweise und Wortlehreübungen. Eine besondere Hilfe für Konversation und Aufsätze ist das übersichtlich gedruckte Deutsch-Deutsch-Englische Wörterverzeichnis, das neben der Übersetzung immer noch eine Definition des Wortes in der Fremdsprache gibt. Die nicht ganz leichten und eine gute Kenntnis der Grammatik voraussetzenden Texte eignen sich für die mittleren Collegejahre oder die obersten Highschoolklassen. In den letzteren ist der große Fragen und Anmerkungsapparat besonders am Platze.

Größte Sorgfalt der Verfasserin zeigt sich in allen Einzelheiten. Einige idiomatische Ausdrücke mögen —was kaum vermeidlich ist— nicht ganz exakt übersetzt sein, und zwei oder drei Lesestücke sind vielleicht zu sehr aus dem Zusammenhang herausgerissen. Aber auch das ist kein großer Schade.

Dem Übungsbuch ist von vorneherein ein gewisser Erfolg gesichert, da es bis in Einzelheiten auf dem bewährten, auch bei Macmillan erschienenen, „Learning French From Modern Writers“ von J. C. und B. S. Palamountain aufgebaut ist. Wünschen wir, daß es diesem Buche gelinge, was jenes erreichte: nicht nur die Sprachkenntnisse der Studenten zu vergrößern, sondern auch ihr Interesse für die fremde Literatur zu stärken!

Smith College. —Elisabeth Mayer